

N°82 Sommer 2021
Euro 8,-

Streifzüge

wertlos · unsachlich · jenseits



Landwirtschaft

Dass die Tierart Homo Sapiens sich von der „Bewirtschaftung“ des Lands ernährt, ist recht neu. Inzwischen reicht dieser Zugriff hinunter auf die Fossilien und Mineralien aus Jahrhundertmillionen.

INHALTSVERZEICHNIS	
TOMASZ KONICZ	3
Das globale Agrarsystem – Wahnsinn mit Methode	
STEFAN MERETZ	12
Monokultur	
FRANZ NAHRADA	14
Warum unsere Zukunft auf dem Land liegt	
LORENZ GLATZ	17
Das Land und die Wirtschaft darauf	
DIRK RAITH	21
SoLaKo – Solidarische LandwirtschaftsKooperative	
LORENZ H. GLATZ	25
Notizen über solidarische Landwirtschaft	
FRANZ SCHANDL	35
Bedrückend und Beglückend	
HERMANN ENGSTER	39
Ja heißt Ja und Nein heißt Nein	
NACHRUF	42
Erich Ribolits (1947-2021)	
PETRA ZIEGLER	44
Keine Panik?	

Diese Nummer hat ungewöhnlich viel „Bodenständiges“. Im Sinne des Schwerpunkts Landwirtschaft liegt das sowieso. Darüber hinaus aber in einem gewissermaßen dramatischen Sinn auch. Vieles in den Beiträgen führt aus, was jetzt auf dem Boden dramatisch schief läuft, was sich grundlegend ändern muss und was dabei auch ganz nah ins Auge zu fassen ist.

* * * * *

Was die infrastrukturelle und finanzielle Ausstattung angeht, finden sich auch die *Streifzüge* nur unwesentlich über Bodennähe. Einmal mehr bleibt uns und euch das Folgende nicht erspart. Wobei das Prozedere bekannt sein dürfte: Alle unheiligen Zeiten treten wir vor unser Publikum und bitten um Geld. Das ist zwar jedes Mal peinlich, wird aber nicht so schnell aufhören. Höchstens wir schließen den Laden, das aber wollen wir nicht und es zeichnet sich auch nicht ab. Die Frage also, wie sagen wir es diesmal, ist nicht so ohne. Einerseits müssen wir aufdringlich sein, andererseits dürfen wir nicht zu aufdringlich erscheinen. Originell soll es auch sein. Jammern darf man nicht. So strengen wir uns an wie die Werbefuzzis in der Hoffnung, die hochgeschätzten LeserInnen, womöglich, ordentlich abzukassieren. Ganz ehrlich.

Wie immer brauchen wir jedenfalls MEHR: Trafomitglieder, TranssponsorInnen, LeserInnen und AutorInnen, tatkräftige HelferInnen, nicht zuletzt aber mehr und regelmäßige Einnahmen!

Alle Infos siehe:

streifzuege.org/mitarbeit/

streifzuege.org/bestellen-spenden/trans-trafo-abo/

Die Redaktion der *Streifzüge* wünscht allen einen schönen Sommer!

Vorschau

Streifzüge 83 · Dystopie

Streifzüge 84 · Wert(e)

Streifzüge 85 · Tausch

Tomasz Konicz

Das globale Agrarsystem – Wahnsinn mit Methode



Die Autodestruktivität der globalen Mehrwertmaschine kommt gerade bei der unmittelbaren Verwertung der Ökosysteme voll zur Entfaltung. Der kapitalistische Produktivitätsextremismus, bei dem alle betriebswirtschaftliche Rationalität dem irrationalen Selbstzweck uferloser Kapitalverwertung unterworfen ist, wird somit erst bei einem genaueren Blick auf die globale Nahrungsmittelindustrie in seiner vollen Monstrosität sichtbar. Der Spätkapitalismus bringt eine regelrecht inzestuöse, im höchsten Maße labile und krisenanfällige Agrarindustrie hervor, die den kommenden klimabedingten Erschütterungen der Nahrungsmittelversorgung der Menschheit nicht gewachsen ist – und diese eher noch verstärken wird (*konkret* 4 und 5/2013).

Zum einen stellt die scheinbare Wahl zwischen Produkten im Supermarkt größtenteils eine Illusion dar. Kaum etwas trägt so sehr wie die Vielfalt der Waren, die die Sinne des Konsumenten beim Gang durch einen Supermarkt überflutet, denn die der kapitalistischen Wirtschaftsweise inhärente Tendenz zur Ausbildung von Monopolen oder Oligopolen – das logische Endziel der Marktkonkurrenz – ist trotz all der Bauernhofromantik, die sich auf vielen Lebensmittelverpackungen findet, auch bei der Nahrungsproduktion längst voll entfaltet. Nahezu alle Zweige der Agrar- und Lebensmittelbranche werden von einigen wenigen Großkonzernen beherrscht, die maßgeblich die Produktionsverhältnisse und informellen „Spielregeln“ in ihren Marktsektoren bestimmen.

Die aus den Konzentrationsprozessen resultierende Form der oligopolistischen Konkurrenz ist für das Gros der Marktsubjekte durch eine neofeudale Abhängigkeit von wenigen Giganten charakteri-

siert, deren Produktions- und Preisvorgaben den Charakter von Marktgesetzen angenommen haben. Das gilt auch für den deutschen Einzelhandel, der nahezu vollständig von fünf Konzernen beherrscht wird: der Schwarz-Gruppe (Kaufland, Lidl), Aldi, Edeka, Rewe und Metro. Mit ihrer Marktmacht können diese Großkonzerne nicht nur inländische, sondern auch international agierende Zulieferer massiv unter Druck setzen. Der Weltmarktführer in der Branche sitzt allerdings in den Vereinigten Staaten: Walmart hat mit zwei Millionen Angestellten und einem Umsatz von mehr als 500 Milliarden US-Dollar (2017) inzwischen die Dimensionen einer kleinen Volkswirtschaft erreicht.

Die Folgen dieser weit fortgeschrittenen Oligopolbildung sind selbst dem Deutschen Institut für Wirtschaftsforschung (DIW) aufgefallen, das 2011 in seiner Studie „Konzentration im Lebensmitteleinzelhandel: Hersteller sitzen am kürzeren Hebel“ vor dem zunehmenden „Missbrauch der Marktmacht“ durch die wichtigsten deutschen Lebensmitteleinzelhändler warnte. Bei derart ausgeprägter Marktkontrolle sei die Belieferung dieses Einzelhandelsoligopols für die Hersteller „unverzichtbar“. Die Beziehungen zwischen Händlern und Herstellern seien folglich von „einem deutlichen Ungleichgewicht zulasten der Hersteller geprägt“, erklärten die Autoren. Dabei falle es schwer, zwischen den „handelsüblichen Drohungen“ und einem „Missbrauch einer bestehenden Nachfragemacht“ zu unterscheiden. Der zunehmende Druck, Preise und Kosten zu senken, fördert die Verschärfung der ohnehin brutalen Arbeits- und Produktionsbedingungen in der gesamten Produktionskette der Lebensmittel- und Agrarbranche. Mit der fortschreitenden Kapital-

konzentration verschwinden zugleich die Nischen, in die ein Ausweichen möglich wäre. Die Lebensmittelhersteller geben den Kostendruck an ihre Zulieferer weiter, die wiederum möglichst niedrige Preise beim Kauf von Agrarrohstoffen durchsetzen wollen. Wie hoch das Erpressungspotential inzwischen ist, illustriert die globale Verwertungskette beim Kaffee. Den rund 25 Millionen Kleinbauern und Landarbeitern, die im Kaffeeanbau beschäftigt sind, stehen fünf internationale Händler gegenüber, die 55 Prozent des Marktes kontrollieren, sowie drei Röstfirmen, deren Marktanteil circa 40 Prozent beträgt. (*konkret* 5/2013)

Ähnliche, mitunter noch stärker ausgeprägte Konzentrationsprozesse sind in nahezu allen Wirtschaftszweigen abgeschlossen, in denen mit dem Anbau, der Verarbeitung oder der Distribution von Nahrungsmitteln Kapital verwertet wird. In den USA kontrollieren vier fleischverarbeitende Unternehmen rund 84 Prozent aller Schlachtkapazitäten, vier große Geflügelzüchter haben den globalen Markt der Tiergenetikindustrie unter sich aufgeteilt, beim Saatgut beträgt der Marktanteil der Top-10-Konzerne 74 Prozent, bei Düngemitteln sind es 55 Prozent, bei Pestiziden 90 Prozent. Der globale Handel mit Soja und Getreide wird von vier Konzernen abgewickelt, die 74 Prozent Marktanteil erreichen. Die meisten dieser Marktführer streben inzwischen nach einer „vertikalen Integration“ ihrer Verwertungstätigkeit, bei der die Kontrolle aller Produktionsschritte vom Acker bis zur Supermarkttheke forciert wird. Der Biotech- und Chemieriese Syngenta produziert nicht nur Pestizide und Saatgut, er lässt auch Gemüse anbauen und ist im landwirtschaftlichen Kreditgeschäft tätig. Der weltgrößte Getreidehändler Cargill lässt ebenfalls Landwirte auf Kredit produzieren, er stellt zudem Nahrungs- und Futtermittel her und beliefert über seine Tochtergesellschaften direkt die Supermärkte.

Die scheinbare Vielfalt der Waren in den Supermärkten trägt aber nicht nur hinsichtlich der Anbieter. Auch die bunten Produktverpackungen täuschen nur darüber hinweg, dass die Insassen der spätkapitalistischen Treitmühle längst mit einem Einheitsfraß abgespeist werden, der von einer perversen, auf bloße Profitmaximierung orientierten Rationalisierung hervorgebracht wird. So wurde im Gefolge der Konzentrationsprozesse bei den Tierzüchtern (neuerdings als „livestock genetics“ bezeichnet) die Anzahl der Zuchtlinien bei allen Nutztierassen drastisch vermindert, während die

Populationen der einzelnen Rassen einander genetisch immer ähnlicher werden. Ein Zuchteber oder Zuchthahn kann Millionen von Nachkommen haben.

Zumeist kommen dabei sogenannte Hybride zum Einsatz. Hierbei handelt es sich um besonders „leistungsfähige“ Kreuzungen von Inzuchtlinien (Bruder-Schwester-Verpaarung), die über Dutzende von Generationen auf die Ausbildung bestimmter Merkmale selektiert wurden. Der führende britische Züchter Genus PLC bietet etwa Hybridzüchtungen beim Schwein an, beim amerikanischen Saatgutkonzern Pioneer entwickelten sich neben dem feilgebotenen Hybridmais auch Hybridhühner zum Verkaufsschlager. Für die Züchter hat dieses Inzuchtsystem den Vorteil, dass ihre hybriden „Waren“ immer wieder nachgekauft werden müssen, da die als „Heterosis-Effekt“ bezeichneten Eigenschaften der Hybride bei ihren Nachkommen sukzessive verlorengehen. Von den „livestock genetics“ werden nur diese Hybride oder die Samen der entsprechenden männlichen Zuchttiere verkauft, während die reinrassigen Zuchtlinien wie ein Staatsgeheimnis gehütet und unter Verschluss gehalten werden. Die hierdurch ausgelöste genetische Homogenisierung der Nutztierpopulation führte dazu, dass inzwischen Millionen von Rindern, Schweinen oder Hühnern nur noch die genetische Vielfalt einer Population von weniger als hundert Tieren aufweisen.

Chemiegetriebene Landwirtschaft

Dem Profitstreben wird alles geopfert, auch die Gesundheit der Kunden. Wenn die Profite stimmen, wird auch krebserregendes Gift verschertelt. Erst nach der Akquisition Monsanto durch den deutschen Bayer-Konzern sind dessen diesbezügliche Umtriebe ab 2018 in den Fokus der US-Justiz geraten – dies vor dem Hintergrund der zunehmenden handelspolitischen Spannungen zwischen den USA und der EU.

In einer Reihe spektakulärer Prozesse entschieden US-Geschworenengerichte Ende 2018 und Anfang 2019, dass das glyphosathaltige Pestizid Roundup der Bayer-Tochter Monsanto krebserregend sei. Überdies stuft das internationale Krebsforschungsinstitut Glyphosat als „wahrscheinlich krebserregend“ ein – im Gegensatz zum Bundesinstitut für Risikobewertung, das keine diesbezüglichen Anhaltspunkte sehen wollte. (swr.de, 28.03.2019) Eine weitere Untersuchung stellte fest, dass vor allem Anwender von Glyphosat wie Landwirte oder

Landarbeiter ein um 41 Prozent erhöhtes Risiko für Lymphdrüsenkrebs aufwiesen. (theguardian.com, 14.02.2019) Zugleich existiert eine Reihe von Studien, die zwischen 2012 und 2016 von Chemiekonzernen in Auftrag gegeben wurden und die kein Krebsrisiko konstatieren. Diese „Industrie-Studien“ wurden aber von Behörden genutzt, „um über die Zulassung des Ackergifts zu urteilen“. Es handle sich bei diesen Auftragsstudien und Gutachten de facto um „gekaufte Wissenschaft“, schreibt bundnaturschutz.de in „Glyphosat und Krebs: Gekaufte Wissenschaft“.

Das umstrittene Pestizid Glyphosat ist der weltweit meistverkaufte chemische Unkrautvernichter, der zudem im Verdacht steht, das globale Insektensterben (sueddeutsche.de, 25.09.2018) mitzuverursachen. Der dramatische Rückgang der Insektenpopulation, deren Kollaps katastrophale Folgen für die Ernährungsgrundlage der Menschheit zeitigen würde, wird gerade durch die auf Chemie, Monokulturen und Überdüngung setzende kapitalistische Agrarindustrie maßgeblich verursacht. („Das große Insektensterben: Warum verschwinden die Insekten?“, bund.net) Nach Dekaden exzessiven Einsatzes chemischer „Schädlingsbekämpfungsmittel“ setzt nun das große Sterben der „Schädlinge“ ein, die Grundlage vieler Nahrungsketten sind – auch der menschlichen. Glyphosat als Symbol dieser zerstörerischen „chemiegetriebenen Landwirtschaft“ generiert auch einen Großteil der Gewinne der von Bayer aufgekauften US-Tochter, worauf die taz aufmerksam machte. (20.03.2019)

Dabei stellt das Vorgehen der US-Justiz gegen die Bayer-Tochter Monsanto ohnehin eine Ausnahmerecheinung dar, die im Ruf steht, einen Nebenkampfplatz der deutsch-amerikanischen Handelskriege darzustellen. Für gewöhnlich setzen Agrarmultis ihre Interessen innerhalb des spätkapitalistischen Politikbetriebs durch. Der legislative und juristische Kampf der amerikanischen Umweltbewegung gegen die Agrarlobby resultierte in den Dekaden bis zu den Bayer/Monsanto-Prozessen de facto in einer Kette von Niederlagen, in deren Gefolge der amerikanische Agrarsektor bereits in jene neofeudale Abhängigkeit von den Gentechnikkonzernen geführt wurde, wie sie sich nun auch in Europa immer stärker abzeichnet.

Die Saatgutmultis waren in der Lage, „Patente“ auf Pflanzen, auf die Kreationen ihrer Gentechnik-Labors legislativ durchzusetzen. Daraufhin nutzten sie

das „Copyright“ auf ihre patentierten Genpflanzen, um mittels kostspieliger Klagen renitente Bauern auszuschalten und Monopole zu errichten. Maßgeschneiderte Gesetze sorgen dafür, dass gerade Monsanto Landwirte, deren Felder mit genetisch veränderten Sojabohnen kontaminiert wurden, wegen Patentverletzungen auf Schadensersatzleistungen verklagen kann. Einen Ausweg aus diesen langwierigen, ruinösen Gerichtsauseinandersetzungen bot der Konzern den Landwirten an: den Umstieg auf ihre Gen-Sojabohnen. Die legislativ flankierte Erpressungsstrategie war äußerst erfolgreich. Während Monsanto bei der Sojaproduktion in den USA inzwischen den Marktanteil von 90 Prozent hält, stiegen zugleich die Kosten für den Anbau von Soja zwischen 1995 und 2011 um 325 Prozent.

Wachstumswahn und Wasserkrise

Nicht nur der Mensch, auch die Natur ist dem Kapital nur Mittel zum zerstörerischen Selbstzweck uferloser Akkumulation. Der Raubbau an den natürlichen Ressourcen, den das Kapital effizient organisiert, führt zu schweren ökologischen Krisen wie der extremen Wasserkrise des Jahres 2019 in weiten Teilen Indiens. Die größten fossilen Wasservorräte befinden sich hauptsächlich in den USA, Indien und China, wo sie einem regelrechten Raubbau ausgesetzt sind. „In Indien und China gehen die Wasserspiegel heute bereits um 1,5 Meter pro Jahr zurück. Im indischen Punjab muss man schon 100 Meter tief bohren, um noch Wasser zu finden“, warnte schon 2008 der damalige Nestlé-Chef Brabeck in einem NZZ-Interview (23.3.08). Besonders verheerend sei die Produktion sogenannter Biotreibstoffe: „Um 1 Liter Bioethanol zu produzieren, brauchen Sie 4000 Liter Wasser! Wasser ist das grössere Problem als der CO₂-Ausstoß. Wir zapfen heute schon nicht nur die erneuerbaren, sondern auch die fossilen Wasservorräte an. Diese fossilen Vorräte wurden wie das Erdöl vor Millionen von Jahren geschaffen ... die großen Produzenten bewässern ihre Felder heute fast alle künstlich.“

Auch in den Zentren des Weltsystems werden die Ökosysteme buchstäblich „leergepumpt“. Der Zu- und Abflussbereich des Colorado River z.B. erstreckt sich über die US-Bundesstaaten Colorado, Utah, Arizona, Nevada und Kalifornien, bevor der Fluss infolge übermäßiger Wasserentnahme im sandigen Flussbecken Baja Californias versickert, ohne seine Mündung im Golf von Mexiko zu erreichen. Die rapide schwindende Wassermenge des Colorado spielt eine zentrale Rolle für die

Landwirtschaft, die Elektrizitätsgewinnung und die Trinkwasserversorgung im Südwesten der USA und in Teilen Kaliforniens. Das Wasser des Flusssystemes versorgt rund 40 Millionen Menschen in der Region, es dient zudem zur Bewässerung von 1,6 Millionen Hektar Agrarfläche.

Eine satellitengestützte Untersuchung förderte zutage, dass rund 75 Prozent des Wassers, das dem Colorado-Flussbecken in den vergangenen neun Jahren entnommen wurde, aus dessen Grundwasserreservoirs stammten. Zwischen Dezember 2004 und November 2013 verlor das Flussbecken des Colorado rund 64 Kubikkilometer Wasser. Rund drei Viertel dieses gigantischen Wasserverlustes gehen auf die Grundwasserentnahme zurück. (nature.com, 25.07.2014, konkret, 09/2014)

Das Agrarsystem lebt gewissermaßen „auf Pump“ von der Vergangenheit, indem fossile Wasserreserven, die in Jahrmillionen akkumuliert wurden, in einem erdgeschichtlichen Wimpernschlag der Kapitalverwertung geopfert werden.

Das Agrarsystem lebt in diesem wichtigen Anbaugebiet gewissermaßen „auf Pump“ von der Vergangenheit, indem fossile Wasserreserven, die in Jahrmillionen akkumuliert wurden, in einem erdgeschichtlichen Wimpernschlag der Kapitalverwertung geopfert werden. Das größte Problem bei der Grundwasserentnahme in der Region besteht darin, dass vollkommen unklar ist, wie lange sie noch fortgesetzt werden kann.

Insbesondere im Südwesten wird dieser agrarische Extraktivismus durch die lang anhaltende „Dürre“ verschlimmert, von der auch der wichtige Landwirtschaftssektor Kaliforniens betroffen ist. (theatlantic.com, 18.12.2018) Die Farmer im kalifornischen Central Valley setzen weiterhin auf bewässerungsintensive Anbaumethoden und Feldfrüchte, obwohl die Agrarregion insgesamt dabei sei, „sich in die Wüste zurückzuverwandeln“, wie Slate (14.5.14) in einem Hintergrundbericht 2014 bemerkte. Während an den Straßenrändern des Central Valley Schilder mit Stoßbeten um Regen zu finden seien, müssten die Farmer der Region nun „wichtige Entscheidungen“ treffen – zumeist entscheide dabei das Geld. Wenn man vor die Wahl gestellt werde, wasserhungrige Fruchtbäume am Leben zu erhalten, die den zehnfachen Profit pro Hektar bringen, oder Gemüse zu pflanzen,

dann falle die Entscheidung leicht, wenn man „seine Profite maximieren will“. Deswegen würden in diesem Jahr im Central Valley viele Gemüsefelder brachliegen, während die Farmer sich bemühten, die lukrativen Fruchtbäume zu retten.

Monströse Fleischfabriken

Die pervertierte „Rationalität“ der Lebensmittelindustrie tritt bei einem Blick hinter die Fassaden der Fleischproduktion und Verarbeitung in voller Perversion zutage. In den gesamten Vereinigten Staaten gib es inzwischen nur noch 13 riesige Schlachtfabriken. Das größte Schlachthaus der Welt, die Smithfield Hog Processing Plant in North Carolina, verarbeitet 32.000 Schweine pro Tag, während seine Kläranlage eine mittlere Stadt versorgen könnte. (rollingstone.com, 14.12.2006) Die Arbeitsbedingungen sind so miserabel, dass Smithfield seine Arbeitskräfte aus einem Radius von mehr als 100 Kilometern im verarmten amerikanischen Süden zusammenkarren muss und überdies verstärkt „illegale“ mexikanische Einwanderer rekrutiert.

Europas Hähnchen und Puten, die inzwischen in Rekordzeit gemästet werden, können kaum noch laufen, da ihre Brüste dermaßen überzüchtet sind, dass die „hybriden“ Tiere ihr Gewicht schlicht nicht tragen können. Bewegung wäre diesen geschundenen Kreaturen ohnehin kaum möglich, da nach Ablauf der Mastzeit – die sich dank Überzüchtung binnen der vergangenen 50 Jahre von 90 auf 30 Tage reduziert hat – im Schnitt 20 Hähnchen auf einem Quadratmeter untergebracht sind. Eine Existenz in ihrer eigenen Scheiße fristen hingegen die US-Rinder, die in den CAFOs (Concentrated Animal Feeding Operations) durch widernatürliches Maisfutter möglichst schnell zur Schlachtreife gebracht werden sollen. Die Fläche pro Rind ist so klein, dass die Tiere knietief in ihren Exkrementen stehen müssen.

Auch in Deutschland expandiert die Fleischbranche weiter, wobei der Lohnkahltschlag und die Prekarisierung der Arbeit seit der Einführung der Agenda 2010 dazu beigetragen haben, diesen Sektor mit billigen Arbeitskräften zu versorgen. Gigantische Tierfabriken mit bis zu 90.000 Schweinen oder 500.000 Masthähnchen beflügeln die Exportoffensive der deutschen Fleischindustrie. Die Anzahl der Schweinehalter ist seit 2001 um 70 Prozent, die der Hähnchenmäster um 50 Prozent zurückgegangen – bei gleichzeitigem Anstieg der Nutztierpopulation.

Die in Turbomastanlagen zur Schlachtreife gebrachten Tiere sind einer Tortur ausgesetzt, bei der ihre elementarsten natürlichen Bedürfnisse dem Kostenkalkül geopfert werden. Von den rund 60 Millionen Schweinen, die in Deutschland pro Jahr gemästet und geschlachtet werden, landet etwa ein Drittel, also 20 Millionen, im Müll. Die mit Antibiotika vollgepumpten Tiere werden im künstlichen Dämmerlicht gehalten, damit sie sich möglichst wenig bewegen und in 180 Tagen ihr Schlachtgewicht von 90 Kilogramm erreichen. Aufgrund der daraus resultierenden Verhaltensstörungen beißen sich die Schweine oft gegenseitig die Schwänze ab – weswegen man dazu übergegangen ist, diese schon den Jungtieren abzuschneiden und den ausgewachsenen Tieren die Eckzähne abzuschleifen.

Zwischenfazit: Wir bekommen von der Lebensmittelindustrie einen bunt verpackten, genetisch homogenisierten Einheitsfraß vorgesetzt, der aus gefolterten Nachkommen überzüchteter Inzesttiere und genetisch modifizierter Pflanzen geformt wird. Hinzu kommt noch der übliche Cocktail aus Antibiotika und Chemie, der dieses widerwärtige System funktionsfähig erhält. Es ist ein ungesunder, massenhaft zu ernährungsbedingten Krankheiten führender und auf höchstmögliche Kapitalverwertung optimierter Fraß, der mit einem größtmöglichen Ausstoß an Treibhausgasen einhergeht. Rund 31 Prozent der Klimagasemissionen schreibt der Weltklimarat IPCC direkt der kapitalistischen Landwirtschaft und der veränderten Landnutzung zu. Verarbeitung, Transport, Kühlung, Erhitzung, Zubereitung und Entsorgung von Lebensmitteln hinzugerechnet ergibt, dass über 40 Prozent aller Emissionen davon abhängen, wie wir uns ernähren und Landwirtschaft betreiben.

Der Mensch als Müllhalde

Das besondere Merkmal des Lebensmittelsektors ist, dass die Nachfrage in diesem Bereich nicht völlig wegbrechen kann und selbst in Krisenzeiten ein Mindestumsatz garantiert ist. Wir müssen essen. Somit ist der menschliche Körper der faktische Endpunkt der Produkte, die bei der Verwertung des Kapitals im Lebensmittelsektor ausgestoßen werden. Und die Aufnahmekapazität dieses Körpers ist sehr flexibel. Das bringt für die Lebensmittelbranche eine Reihe von Vorteilen, die zwecks Renditemaximierung oder schlichten Betrugs ausgenutzt werden. Generell eignen sich Lebensmittel, die in den menschlichen Körper gelangen, gut dazu, verseuchte oder mangelhafte Rohstoffe profit-

trächtig und kostengünstig verschwinden zu lassen. Das kontaminierte Zeug ist dann erstmal weg. Der menschliche Körper ist für das Kapital ein perfekter Müllschlucker, in dem die Ergebnisse einer katastrophalen Nahrungsproduktion billig entsorgt werden können.

Auch hier ist die explizit kriminelle Handlung nur die letzte Konsequenz der legalen Praktiken der Lebensmittelindustrie, die ihre „Kundschaft“ zu Abfallhalden ihrer Verwertungsprozesse zugerichtet hat. Der Verwertungsprozess des Kapitals speit längst Produkte aus, die durch den exzessiven Einsatz von Fett, Zucker, Salz und Chemie Absatz wie Profite dauerhaft zu sichern versuchen. Die Konditionierung fängt inzwischen im Kindesalter an: „Mit Obst und Gemüse lässt sich nur wenig Profit machen – mit Junkfood und Softdrinks schon mehr. Es lohnt sich ganz einfach nicht, gesunde Produkte ans Kind zu bringen“, erläuterte Anne Markwardt von der NGO Foodwatch in einem Interview. (presseportal.de/pm/50496/2215224) So nehmen Kinder inzwischen im Schnitt nur noch die Hälfte der empfohlenen Menge an Obst und Gemüse zu sich, während die tägliche Zuckerdosis mit 200 Prozent weit übertroffen wird. Die Folge: Seit den Neunzigern ist der Anteil fettleibiger Kinder um 50 Prozent gestiegen, ein Prozent aller Kinder leidet unter Diabetes.

Die Deutsche Gesellschaft für Ernährung formuliert das so: „In einem Industrieland wie Deutschland wird die Hauptlast der Krankheiten und Beschwerden von einer kleinen Zahl chronischer Krankheiten verursacht, die allesamt in Zusammenhang mit ungünstigen Ernährungsgewohnheiten und einer unkritischen Auswahl von Lebensmitteln stehen.“ Bezeichnend ist die rasche Zunahme von Diabetes in den vergangenen Jahren: In der BRD stieg die Anzahl der Diabeteserkrankungen von 5,3 Millionen im Jahr 2000 auf 7,3 Millionen im Jahr 2007. (konkret 04/2013)

Dieser Anstieg ernährungsbedingter Erkrankungen ist insbesondere in den Vereinigten Staaten auf die krisenbedingten Verelendungstendenzen zurückzuführen, da sich immer weniger Menschen eine gesunde und ausgewogene Ernährung leisten können und deswegen den Kalorienbedarf mit klima- und gesundheitsschädlichem Fast Food und Fertiggerichten zu decken versuchen. In den USA wurde seit Krisenausbruch der Begriff der Rezessionsfettleibigkeit bei Kindern geprägt, da diese oft von ihren Eltern mit Billiglebensmitteln ernährt

werden müssen. Der Anteil fettleibiger US-Bürger stieg von 19 Prozent 1997 über 26 Prozent 2007 auf 35 Prozent im Jahr 2010. Mississippi, der US-Bundesstaat mit der höchsten Armutsrate und dem niedrigsten Einkommensniveau, weist auch das höchste Aufkommen von Adipositas-Erkrankungen auf. Holmes County wiederum ist einer der ärmsten Landkreise Mississippis – dort wird mit einer Adipositas-Rate von 42 Prozent der US-weite Rekordwert erreicht. Die Lebenserwartung in Holmes County liegt mit 65 Jahren rund zehn Jahre unter dem US-Durchschnitt.

Der wichtigste Faktor, der die Existenz der spätkapitalistischen Lebensmittelindustrie überhaupt ermöglicht, sind die Agrarsubventionen, mit denen bevorzugt große Agrarunternehmen in den USA und Europa überschüttet werden. Dabei fließen die Subventionen kaum an die Produzenten (Kleinbauern), die sie durchaus brauchen könnten. 20 Prozent der größten Agrarbetriebe in der EU erhalten 80 Prozent der Subventionen. In der BRD erhalten die größten landwirtschaftlichen Unternehmen, die nur 1,5 Prozent der Gesamtempfänger ausmachen, 30 Prozent der Beihilfen.

Die USA und die EU subventionieren die Ausfuhren ihrer Agrarprodukte in all die Regionen des Globalen Südens, die sich aufgrund ihrer sozio-ökonomischen Marginalisierung, ihrer extremen

Verschuldung oder ihrer willfähigen Herrschercliquen nicht mit Schutzzöllen dagegen wehren können. Die Europäische Union verwendet etwa Teile ihres Agrarhaushalts für die Förderung von Exporten, die mittels Dumpings die kleinbäuerliche und von Subsistenzwirtschaft geprägte Agrarstruktur insbesondere in Afrika zerstören.

Freihandelsterror ...

Diese Subventionspolitik geht einher mit der Oktroierung von Freihandelsabkommen in der Peripherie des Weltsystems, die dem subventionierten Frankensteinfraß der USA und der EU neue Absatzmärkte öffnen. Mehr als zehn Jahre lang bemühte sich die EU, mit möglichst vielen afrikanischen Ländern langfristige Freihandelsabkommen (EPA – Economic Partnership Agreement) abzuschließen, um diese in ein möglichst enges ökonomisches Abhängigkeitsverhältnis zu manövrieren. Diese neoimperiale EU-Strategie zielt vor allem auf die Sicherung des Zugangs zu den Rohstoffen einer Region ab, in der auch China und die USA verstärkt aktiv sind.

Die langfristige Strategie Brüssels erinnert an das Vorgehen eines Drogendealers: Nachdem die EU etlichen „Entwicklungsländern“ ab dem Jahr 2000 einen erleichterten Zugang auf den europäischen Binnenmarkt eingeräumt hatte, bildeten diese entsprechende ökonomische Verflechtungen mit Europa aus – gerade bei Agrarprodukten. Diese wachsenden afrikanischen Abhängigkeiten verschafften Brüssel erst den Hebel, mit dem der afrikanische Widerstand gegen die weitgehende Öffnung seiner Märkte für die gnadenlos überlegene europäische Konkurrenz gebrochen werden konnte. Mitte 2013 hat Brüssel in übler neokolonialer Manier etlichen afrikanischen Staaten ein Ultimatum (africa-eu.com, 15.11.2013) gestellt: Entweder sie unterzeichnen die EPA bis Oktober 2014 oder es werden ihnen sämtliche Handelserleichterungen mit der EU gestrichen.

Das Diktat führte zum durchschlagenden Erfolg: Am 10. Juli 2014 kapitulierten die Regierungen der Wirtschaftsgemeinschaft der Westafrikanischen Staaten (Ecowas) und leiteten den Ratifizierungsprozess des EPA ein. Es folgten die sieben Mitgliedsstaaten der Southern African Development Community (SDAC) und schließlich Kamerun. Einzig Kenia versäumte es zuerst, die Deadline des Weißen Mannes einzuhalten, sodass die Strafzölle der EU den Exportsektor des Landes voll trafen und Hunderttausende von Arbeitsplätzen gefähr-



Johannes Bellermann
Gramscis politische Theorie
 Eine Einführung

216 Seiten, kartoniert, 12,00 EUR, ISBN 3-89657-679-8

Diese Einführung macht die theoretische und journalistische Arbeit Antonio Gramscis allgemein zugänglich und arbeitet die Rezeption und Bedeutung Gramscis für die Gegenwart heraus.

Das Buch ist konsequent chronologisch aufgebaut. Eine Darstellung der Jugend und Gramscis Zeit in Turin, später in Moskau und Wien wird flankiert von den biografischen

und zeithistorischen Hintergründen. Dazu gehört auch eine Reflexion seiner Lebensumstände, der politischen Situation Italiens und der Arbeiter_innenbewegung.

Ferner werden die zentralen theoretischen Konzepte der Gefängnishefte erklärt und diskutiert und es wird ein allgemeiner Überblick über die Beschaffenheit der Gefängnishefte, ihre Themen und ihren Entstehungshintergrund angeboten. Schließlich wird die heutige Rezeption von Gramsci aufgegriffen und um thematische Schwerpunkte ergänzt.



schmetterling verlag

deten. Der einzige Ausweg für Kenia bestand darin, das Freihandelsabkommen zu unterschreiben, was „die Regierung in Nairobi in diesem ungleichen Duell mit der mächtigen EU auch tat“. (wienerzeitung.at, 14.12.2018) Laut EPA muss Afrika seine Märkte zu 83 Prozent für europäische Waren öffnen, während Schätzungen zufolge nur zehn Prozent der in Afrika hergestellten Waren tatsächlich international wettbewerbsfähig sind. Es sei „frustrierend“, so Francisco Marí, Handelsexperte der NGO Brot für die Welt, als NGO mittels Spenden Agrarentwicklungsprogramme in Afrika zu realisieren, nur um wenig später festzustellen, dass dies im Endeffekt vergebens sei, weil die hochsubventionierten EU-Agrarprodukte den afrikanischen Agrarsektor zerstörten.

Diese pessimistischen Prognosen sind durch eine Vielzahl ähnlich gelagerter Beispiele aus der Vergangenheit nur zu gut begründet. Seit geraumer Zeit haben die Zentren des Weltsystems den „Freihandel“ vor allem dazu genutzt, ihre agrarische Überschussproduktion in der Peripherie zu entsorgen. Ein Symbol für diese rücksichtslose Exportpolitik, die unzähligen afrikanischen Kleinbauern die Lebensgrundlagen entzieht, stellt das mit Chemie und Subventionen vollgepumpte europäische Hühnerfleisch dar, das jahrelang die Märkte Westafrikas – etwa Ghanas – überschwemmte. (deutschlandfunk.de, 14.11.2018) In den 80er- und 90er-Jahren des 20. Jahrhunderts deckte der ghanaische Agrarsektor rund 80 Prozent des Geflügelbedarfs des westafrikanischen Landes – 2013 waren es nur noch zehn Prozent. (dw.com, 17.01.2014) Mit absoluten Dumpingpreisen wurde in den späten 90er-Jahren die einheimische Geflügelzucht vom Agrobusiness verdrängt, um hiernach die Preise anzuheben.

Die monströsen und hocheffizienten deutschen Hühnerfleischfabriken etwa erreichen eine Überproduktion von 25 Prozent gegenüber der Binnen Nachfrage („Hähnchenblase“), sodass ein enormer Exportdruck entsteht, der sich in massiv ansteigenden Ausfuhren in die Peripherie entlädt. Besonders heftig leiden südafrikanische Geflügelproduzenten unter der deutschen Exportoffensive. Deutsche Hähnchenfabriken konnten ihre Ausfuhren nach Südafrika zwischen 2010 und 2013 um 625 Prozent steigern, sodass die Branche in Südafrika „vor dem Kollaps“ stehe und rund 100.000 Arbeitsplätze bedroht seien. Seit 2010 habe die EU ihre Geflügelfleischexporte nach Afrika „um knapp zwei Drittel gesteigert“ und somit „die Geflügelwirtschaft in vielen afrikanischen Ländern

mit ihren Dumpingpreisen binnen weniger Jahre vernichtet“, resümierte Spiegel-Online (17.1.2014). Eine ähnliche Politik betreibt die EU bei Milchprodukten, wo industrielles Milchpulver aus Europa oftmals die lokalen Milchproduzenten verdrängt, und beim Fischfang, der durch das Abfischen der lokalen Gewässer durch europäische Fabrikschiffe für Einheimische kaum noch möglich ist. Mit mehr als einem Dutzend afrikanischer Staaten unterhält die EU sogenannte „Partnerschaftsabkommen“, die den EU-Fabrikschiffen das Abfischen der dortigen Bestände erlauben. Es sind Peanuts, die Brüssel an die korrupten Regime dieser verarmten Länder zahlen muss, um deren Gewässer ausplündern zu können. Brüssel schließe damit „Abkommen mit den korruptesten Staaten dieser Welt“, kritisierte die schwedische Grünen-Politikerin Isabella Lövin, die Mitglied des Fischereiausschusses des Europäischen Parlaments war. Die EU exportiere ihr Überfischungsproblem schlicht nach Afrika (1). Und es sind diese Abkommen, die den lokalen Fischern die Lebensgrundlage entziehen.

... und Land Grabbing

Jeder Student der Volkswirtschaftslehre bekommt im Proseminar eingetrichtert, dass in der Marktwirtschaft steigende Preise zu steigenden Investitionen führen. Somit würde die segensreiche unsichtbare Hand des Marktes auch die drohende Hungerkrise lösen, indem die Kapitalzuflüsse in den Agrarsektor dessen Produktivität erhöhten. Tatsächlich setzte nach dem Ausbruch der Lebensmittelkrise von 2007/08 eine wahre Investitionsflut insbesondere in die agrarischen Regionen des Globalen Südens ein – aber diese Kapitalströme zementieren Hunger, Marginalisierung und Elend in der „Dritten Welt“. Die zuvor subsistenzwirtschaftlich bewirtschafteten Agrarflächen werden beim immer stärker um sich greifenden Land Grabbing (Aneignung von Land durch Konzerne und Investmentgesellschaften) im Globalen Süden schließlich direkt in die Weltmarktproduktion inkorporiert. Immer öfter bedeutet dies, dass auf den ehemaligen kleinbäuerlichen Subsistenzflächen nun genetisch modifizierte Futterpflanzen für jene höllischen Fleischfabriken angebaut werden, die den Ruin der kleinbäuerlichen Landwirtschaft beförderten und befördern.

Die Explosion der Weltmarktpreise für Nahrungsmittel zwischen 2008 und 2012 führte nicht nur zu Hungerunruhen und Klimaaufrufen, sondern auch zur größten Landnahme seit dem Ende des Kolonialismus. Konzerne

und staatliche wie private Investmentfonds aus Schwellen- und Industriestaaten kaufen vor allem in Afrika riesige Agrarflächen auf, um dort Lebensmittel oder Nutzpflanzen für ihre heimischen Märkte anzubauen. Laut dem Weltagrарbericht (weltagrarbericht.de/themen-des-weltagrarberichts/landgrabbing.html) umfassen diese „Landakquisitionen für ausländische Nutzung“ eine Gesamtfläche von knapp 41 Millionen Hektar, wobei nur neun Prozent dieser Investitionen der direkten Lebensmittelproduktion dienen. Rund 38 Prozent seien für „Pflanzen bestimmt, die nicht der menschlichen Ernährung dienen“ und zu Tierfutter oder „Biosprit“ verarbeitet würden. Auf den restlichen Flächen würden sogenannte „Flex Crops“ angebaut, die sowohl zu Benzin wie zu Nahrung verarbeitet werden könnten (rund 15 Prozent), oder die Flächen werden durch Mischanbau ausgebeutet.

Der Großteil des Landraubs in der Peripherie des Weltsystems hat sich im 21. Jahrhundert vollzogen, rund 26,7 Millionen Hektar Land - eine Fläche so groß wie das Vereinigte Königreich und Slowenien zusammen - wechselten den Besitzer. Knapp die Hälfte dieser Landgeschäfte betrafen Afrika.

Der Großteil dieses Landraubs in der Peripherie des Weltsystems hat sich im 21. Jahrhundert vollzogen, da seit dem Jahr 2000 rund 26,7 Millionen Hektar Land den Besitzer in diesem Zusammenhang wechselten. Dies entspreche einer „Fläche so groß wie das Vereinigte Königreich und Slowenien zusammen“, heißt es im Weltagrарbericht. Der am stärksten betroffene Kontinent sei Afrika, da hier rund 10 Millionen Hektar aufgekauft worden seien. Die Nichtregierungsorganisation Oxfam kommt sogar auf eine Fläche von 33 Millionen Hektar, die im Zuge des Land Grabbing im 21. Jahrhundert aufgekauft wurde, „knapp die Hälfte dieser Landgeschäfte betrafen Afrika“. Hinzu komme, dass viele Landgeschäfte „im Geheimen abgeschlossen“ worden seien, es also eine hohe Dunkelziffer gebe.

Dabei können diese Plantagen, auf denen Afrikaner höchstens als Tagelöhner geduldet werden, die Ausmaße europäischer Kleinstaaten erreichen. China lässt auf unvorstellbaren 2,8 Millionen Hektar im Kongo Palmöl zur Gewinnung von Biotreibstoff anbauen (tagesspie-

gel.de, 07.05.2012). Allein dieser Deal umfasst ein Gebiet, das einem Sechstel der landwirtschaftlichen Nutzfläche Großbritanniens entspricht. Europäische Produzenten derartiger „Biotreibstoffe“ haben in Afrika rund 3,9 Millionen Hektar Land gepachtet oder erworben. Saudi-Arabien und andere Golfstaaten konzentrieren sich auf Ostafrika. Einer der reichsten Männer der Welt, der saudische Scheich Mohammed al-Amoudi, investiert zwei Milliarden US-Dollar, um in Äthiopien 500.000 Hektar aufzukaufen. Dort werden Lebensmittel und Blumen für den saudischen Markt produziert. Während Millionen Äthiopier von Lebensmittelhilfen abhängig sind, gab die Regierung drei Millionen Hektar der besten Flächen zur langjährigen Verpachtung frei. Die Bevölkerung in den betroffenen Gebieten, die zumeist Subsistenzlandwirtschaft betreibt, wird enteignet und vertrieben (theguardian.com, 14.04.2014).

Letztendlich produziert Europa – gemeinsam mit den anderen Zentren des Weltsystems – die anschwellenden Fluchtbewegungen in der Peripherie, die in der verzweifelten und mörderischen Massenflucht über das Mittelmeer kulminieren. Wo sollen denn die Millionen ökonomisch überflüssiger Lohnabhängigen Afrikas ein Auskommen finden, ihre Arbeitskraft vermittelt Lohnarbeit auf Märkten reproduzieren, wenn die rücksichtslose Interessenpolitik der EU die Märkte Afrikas systematisch zerstört? Von einem breiten Sektor agrarischer Weiterverarbeitung, von einer afrikanischen (Klein-) Industrie träumt südlich des zu einem Massengrab verkommenen Mittelmeers niemand mehr. Die Zentren des Weltsystems tun alles, um jedwede nennenswerte wirtschaftliche Konkurrenz in der Peripherie auszuschalten und diese Regionen zu abhängigen Rohstofflieferanten zuzurichten.

Selbst in der Landwirtschaft, dem einzigen Sektor, in dem afrikanische Produkte zumindest theoretisch auf dem Weltmarkt konkurrenzfähig wären, wird Afrika durch ein Zusammenspiel gnadenloser europäischer Wirtschaftspolitik und des permanent anwachsenden Produktivitätsvorsprungs der europäischen Agrarindustrie an die Wand gedrückt. Die Effekte der europäischen „Entwicklungspolitik“ in Afrika, die immer öfter nur noch als Türöffner zur Realisierung knallharter wirtschaftlicher Interessen fungiert, werden somit durch die rücksichtslose, quasi neoimperiale Wirtschaftspolitik Europas zerstört.

Es ist gerade diese Zangenbewegung aus neoimperialistischer Machtpolitik der Zentren und ungebremster, marktvermittelter Vernichtungskonkurrenz, die in Afrika ökonomisch „verbrannte Erde“ hinterlässt: Regionen, in denen kaum noch Kapitalverwertung in nennenswertem Ausmaß vonstattgeht.

Die einzige Chance, die den betroffenen Menschen in der „Dritten Welt“ verbleibt, besteht in der verzweifelten Flucht in die kapitalistischen Kernländer. Mehr als eine Million mexikanischer Kleinbauern hat nach der 1994 erfolgten Einführung des Freihandelsabkommens Nafta ihre Lebensgrundlage verloren, weil die US-Agrarindustrie Mexiko danach mit billigem Mais überflutete. Ein großer Teil dieser Menschen rackert inzwischen als „illegale“ und geduldete Tagelöhner im amerikanischen Agrar- und Lebensmittelsektor zu Löhnen und unter Arbeitsbedingungen, die US-Bürger nie akzeptieren würden. Auch der gigantische Cluster von gemüseproduzierenden Gewächshäusern in der südspanischen Region Almería (aufgrund seiner Ausdehnung auf 350 Quadratkilometern auch als „andalusisches Plastikmeer“ bezeichnet) kann die unschlagbar günstigen Preise für sein Plastikgemüse nur dank der gnadenlosen Ausbeutung afrikanischer Arbeitsmigranten erreichen. Rund 22.000 von ihnen schufteten dort unter brutalen Bedingungen für einen Hungerlohn in 32.000 Plastikplanengewächshäusern, um die jährliche Erntemenge von 2,8 Millionen Tonnen Obst und Gemüse einzubringen.

Damit schließt sich der Kreislauf: Der an der barbarischen und ökologisch desaströsen Überproduktion von Chemiefraß erstickende Agrarsektor im nördlichen Zentrum des kapitalistischen Weltsystems formt mittels subventionierter Agrarexporte die Landwirtschaft im Globalen Süden nach seinem Ebenbild; der Süden aber liefert nun die Rohstoffe und Arbeitskräfte für die weitere Verwertung in den Fleischfabriken und Gemüsemitte ausspeienden Plastikwüsten Europas und der USA.



Tomasz Konicz

KLIMAKILLER KAPITAL

Wie ein Wirtschaftssystem unsere Lebensgrundlagen zerstört
376 Seiten | € 20,-

www.mandelbaum.at

Dies auf maximale Ausbeutung von Mensch und Natur geeichte kapitalistische Agrarsystem verbrennt die natürlichen Ressourcen der Welt, um den irrationalen Selbstzweck der Wertverwertung aufrechtzuerhalten. Es ist aufgrund des Aufbaus genetisch inzestuöser, „geschlossener Systeme“ im hohen Grade krisenanfällig, es zerstört mit der globalen Insektenpopulation auch unsere Existenzgrundlage, es treibt immer mehr Menschen in ernährungsbedingte Krankheiten, und es zerstört die landwirtschaftlichen Strukturen in der Peripherie des Weltsystems, die von der kommenden Klimakrise besonders schnell und hart betroffen sein wird. Es liegt somit offen auf der Hand: Das spätkapitalistische Agrarsystem ist ein perfekter Krisenverstärker, der für einen großen Teil der globalen Emissionen von Treibhausgasen verantwortlich und den kommenden klimabedingten Lebensmittelkrisen nicht gewachsen ist.

gekürztes Kapitel 4.2 aus dem Buch:
Klimakiller Kapital

Neuerscheinungen



Politik am Rand des ökologischen Abgrunds

Noam Chomsky, R. Pollin
Die Klimakrise und der Global Green New Deal
 Die politische Ökonomie zur Rettung unseres Planeten

152 Seiten | 14 €



Einführung in eines der brisantesten und herausforderndsten Themen unserer Zeit

Elias König
Klimagerechtigkeit
 Warum wir eine sozial-ökologische Revolution brauchen

128 Seiten | 12,80 €



Die Ausbeutung von Arbeitsmigrant*innen und ihr Widerstand

Kathrin Birner & Stefan Dietl
Die modernen Wanderarbeiter*innen
 Arbeitsmigrant*innen im Kampf um ihre Rechte

140 Seiten | 12,80 €



Klasse ist nie ganz da, aber immer wirksam

Drehli Robnik (Hg.)
Klassen sehen
 Soziale Konflikte und ihre Szenarien

158 Seiten | 12,80 €



Kapitalismus und Corona-Krise

Ernst Lohoff & Norbert Trenkle (Hg.)
Shutdown
 Klimacrash, Corona-Krise und die notwendige Aufhebung des Kapitalismus

200 Seiten | 14 €



Antiklassistische Praxis!

Francis Seeck & Brigitte Theißl (Hg.)
Solidarisch gegen Klassismus – organisieren, intervenieren, umverteilen

280 Seiten | 16 €

Das ganze Programm online unter:
www.unrast-verlag.de

IMMATERIAL WORLD

Wie entstand das, was wir heute so selbstverständlich „Landwirtschaft“ nennen, und was ist das überhaupt? Diesen Fragen stellt sich Florian Hurtig in dem Buch „Paradise Lost – Vom Ende der Vielfalt und dem Siegeszug der Monokultur“ (Oekom Verlag, 2020). Hurtig rekonstruiert die Genese der modernen Landwirtschaft als „lebensfeindliche Produktionsstätten für Agrarerzeugnisse“ und einem „sozialen und ökonomischen Ausschluss [der Menschen] aus der Landschaft“ (10). Doch war früher wirklich alles besser? Es war zumindest anders, und die Rekonstruktion des über weite Strecken gewaltförmigen Durchsetzungsprozesses der Monokultursierung des Anbaus von Nahrungsmitteln führt uns vor Augen, dass das, was wir heute kennen, keineswegs der einzige und zudem auch nicht der nachhaltige Weg ist, uns langfristig mit Nahrungsmitteln zu versorgen.

Hurtig zeigt zu Beginn auf, dass die gängige Erzählung des Übergangs von jagenden und sammelnden (=nomadischen) Lebensweisen zur landwirtschaftlichen Produktionsweise vom linearen Fortschrittsnarrativ bestimmt ist. Nomadische Gesellschaften waren demnach defizitär, denn sie nutzten die Umwelt nur wie sie sie vorfanden und zogen weiter, wenn die Ressourcen erschöpft waren. Demgegenüber gestalteten Ackerbauer*innen planvoll die Landschaft, um ihre Lebensbedingungen produzierend herzustellen und sich von zufällig vorgefundenen Bedingungen zunehmend unabhängig zu machen. Doch: „Beides – Sammeln und Jagen – waren keine zufälligen Prozesse, sondern sehr viel geplanter, als landläufig angenommen“ (15). Und: „Sesshaftigkeit ist ... nicht an eine bestimmte Form der Nahrungsgewinnung geknüpft“ (20).

In der Folge entwirft der Autor ein Panorama einer vielfältigen *polykulturellen* Lebens- und Produktionsweise als Gegenbegriff zur der heute in der kapitalistischen Landwirtschaft dominierenden Monokultur. Die Polytechnik gab es bereits viele tausend Jahre bevor sich die Landwirtschaft über viele Zwischenstufen schließlich durchsetzen konnte. Sie basierte auf einer Vielfalt unterschiedlicher Subsistenztechniken, zu denen Jagen und Fischen, der Brand- oder Wanderfeldbau bis zur

Stefan Meretz

Monokultur

Pflege von Waldgärten reichten.

Der erste Übergang zur sesshaften Lebensweise wurde mit der Jōmon-Kultur in Japan vor etwa 14.000 Jahren nachgewiesen. Sie entwickelte sich jedoch nicht auf Basis der Domestizierung von Wildgetreide und -tieren, sondern von Waldgärten mit kultivierten Esskastanien, die so licht gehegt wurden, dass dazwischen weitere Nutzpflanzen gedeihen konnten. Diese Form der Kultivierung lag so nahe an der natürlichen Vegetation, dass sie Böden und Klima nicht negativ beeinflussten und eine dauerhafte Nutzung möglich wurde. Ähnliche Entwicklungen, die den (Wald-) Gartenbau zur Grundlage hatten, lassen sich in vielen Teilen der Welt nachweisen, etwa auch in Europa mit der Nutzung der Haselnuss.

Hinzu kommt ein weiterer stabilisierender Effekt der Gartenbaukultur: Im Gegensatz zu jagenden Tätigkeiten, bei der der Erfolg der einen Gruppe die Erfolgswahrscheinlichkeit einer anderen Gruppe reduzierte, führte die Verbesserung der Pflanzenerträge durch züchterische Erfolge eher zu kooperativ-inkludierenden Beziehungen, sofern Wissen und Pflanzgut zwischen Gruppen ausgetauscht wurden. Ein solches Verhalten wurde für die Tropen nachgewiesen und liegt auch nahe, da „die Kooperation zwischen den Gemeinden ... zu geringerer notwendiger Tätigkeit führte“ (42).

Doch: „Wieso gingen Menschen in einer Zeit der Fülle auf einmal zum deutlich arbeitsintensiveren Ackerbau über?“ (48). Einen zentralen Hinweis sieht der Autor in der erst vor 25 Jahren entdeckten und immer noch nur ansatzweise ausgegrabenen Tempelanlage von Göbekli Tepe in Südostanatolien, die vor 12.000 Jahren errichtet wurde. Der Bau begann noch zu einer Zeit des Jagens und Sammeln als bestimmender Form der Lebensgewinnung und reicht bis in die Zeit der landwirtschaftlichen Produktion hinein – nachgewiesen etwa anhand des genetischen Ursprungs der Urformen des Weizens in der Region. Daraus schließt (nicht nur) der Autor, dass nicht ein schwindender Nahrungsertrag aus dem Jagen und Sammeln zum Übergang zur produzierenden Lebensweise führte, was erst danach den Bau der Tempelanlagen ermöglicht hätte. Sondern umgekehrt waren für den

Bau derartig monumentaler Bauwerke enorme Nahrungsmittelmengen erforderlich, um riesige Menschenmengen zu versorgen, die den Bau errichteten, was erst zur produzierenden Lebensweise führte.

Diese Umkehrung der bisher üblichen Sichtweise verschiebt auch den Grund für die Entstehung von Herrschaft in die Zeit einer Lebensweise, die bisher als herrschaftsfrei oder -arm galt. Der Autor schreibt von einer „jägerischen Machtelite“ (49), die den Bau dieses überregionalen spirituellen Zentrums veranlasste. Doch wie entstand diese (männliche) Machtelite und wie war sie in der Lage, eine komplette Neuorganisation der Lebensweise mit Verfügung über eine vergleichsweise gigantische Ansammlung von Menschen zu Bauzwecken ins Werk zu setzen?

Der Weg bis zu den späteren Monokulturen war noch weit, doch das neue „Agrarpaket“ mit Getreide, Linsen und Bohnen wie auch domestizierten Tieren setzte sich durch und verbreitete sich in alle Richtungen. „Die notwendige Arbeitszeit stieg mit der Ackerarbeit. Durch die Arbeitsteilung konnte aber die individuelle Arbeitszeit sehr ungleich verteilt werden“ (60). Ausbeutung und Abschöpfung von Produkten führte zur Klassen- und Sphärenspaltung. Der entscheidende Umbruch im Neolithikum sei also nicht Sesshaftwerdung und Schrifterfindung, sondern die „Erfindung der Arbeit“ (61). Und: „Die Vervollkommnung dieser Arbeitsmaschinerie führte zur Entstehung der ersten wirklichen Staaten ... aus den Getreidespeicher- und Bewässerungsbürokratie-Tempeln“ (66) – Arbeitskritik am konkreten Gegenstand.

In dem interessanten Buch werden die weitere Entwicklungen auf dem Weg in die industriell-landwirtschaftliche Monokultur nachgezeichnet, dem diese kurze Besprechung der Anfangszeit der Landwirtschaft nicht gerecht werden kann. Zentralisierung, Vereinheitlichung und Kontrolle der Monokulturen schufen die Voraussetzungen für die industriell-kapitalistischen Stoffströme und Herrschaftsformen – ein neuer Blick auch auf die Entstehungsbedingungen des Kapitalismus. Bitte selbst lesen!

Franz Nahrada

Warum unsere Zukunft auf dem Land liegt



Spätestens seit der Veröffentlichung des UN-Reports „World Urbanization Prospects“ im Jahr 2014 ist klargeworden: die Entvölkerung ländlicher Räume nimmt scheinbar unumkehrbare Dimensionen an. 54 Prozent der Weltbevölkerung lebten damals schon in städtischen Gebieten, und die UN prognostizierte bis 2050 eine Steigerung auf mindestens 66 Prozent. Man kann sich das ganze ohne viel Fantasie als selbstbeschleunigende Spirale denken. Dem alten kommunistischen Traum von der Aufhebung des Gegensatzes von Stadt und Land entgegnet die kapitalistische Entwicklung mit der Aufhebung der ländlichen Gebiete als Lebensräume – was nichts anderes bedeutet als die reelle Subsumtion der Land/wirt/schaft unter die fortgeschrittensten Formen der Wertmaschinerie und der ihr angemessenen urbanen Lebensform. Wobei diese reelle Subsumtion durchaus unterschiedliche Erscheinungsweisen hat. So unterschiedlich wie die urban geprägte Welt ihren Hinterhof eben zu benutzen geneigt ist.

Im Katalog der Ausstellung „Countryside, The Future“ der Guggenheim Foundation in New York heißt es: „Unsere heutige Form des städtischen Lebens hat die Organisation, Abstraktion und Automatisierung der Landschaft in einem noch nie dagewesenen Ausmaß erforderlich gemacht. Riesige Datensilos, Logistikzentren und Megafactories teilen sich den Raum mit einer Landwirtschaft in der Gentechnik, künstliche Intelligenz, Roboter-Automatisierung und Arbeitsmigration Monokulturen gigantischen Ausmaßes ermöglichen.“ Eine wahnwitzige Parade von Beobachtungen illustriert diese Feststellung: „Da, wo (im Hinterland des Silicon Valley, F.N.) früher Kühe weideten, stehen nun gigantische Serverfarmen: gleichförmige Hallen, in denen unzählige Computer vor sich hin arbeiten.

Während in der Wüste Katars, wo einst nur Sonne und Sand war, jetzt der Stall mit der größten Melkanlage der Welt Käse für den Export produziert.“ (Rezension in der *Zeit*)

Interessanterweise hat der Mastermind der Ausstellung, der Star-Urbanist Rem Koolhaas, dazu bemerkt: „Countryside, The Future stellt die Annahme in Frage, dass die zunehmende Urbanisierung unvermeidlich ist. Die Ausstellung erforscht die radikalen Veränderungen in den ländlichen, abgelegenen und wilden Gebieten, die hier als ‚Countryside‘ bezeichnet werden, also die 98 Prozent der Erdoberfläche, die nicht von Städten eingenommen werden ... In den letzten Jahrzehnten ist mir aufgefallen, dass, während sich ein Großteil unserer Energien und Intelligenz auf die städtischen Gebiete der Welt konzentriert hat – sich die ländlichen Gebiete fast bis zur Unkenntlichkeit verändert haben ... diese Geschichte hat noch kaum jemand erzählt.“ Er lässt freilich offen, ob er damit die Entwicklung des Lands zur Fabriks-, Lager-, Verkaufs-, Versorgungs- und Müllhalde der Stadt, die er uns unnachahmlich vor Augen führt, kritisiert oder nicht.

Und die *Zeit* resümiert: „Im letzten Kapitel erwartet man eine Art Zusammenfassung, eine Idee, eine These zu all den irrwitzigen, kaputten und schönen Phänomenen, die seine Forschertruppe auf der ganzen Welt eingesammelt hat. Doch Koolhaas ist überfragt, und zwar im wörtlichen Sinne. Die letzten 28 Seiten hat er mit Hunderten von Fragen vollgeschrieben: Ist Nachhaltigkeit nachhaltig? Mag noch irgendwer Städte? Haben wir die Natur kolonisiert, um sie besser im Stich lassen zu können? ... Und zum Verschwinden der Kühe: War es ein Plan oder nur eine Folge? Ant-

worten gibt Koolhaas keine. Manchmal hat man das Gefühl, es reizt ihn noch gigantomischer zu bauen als in den Städten möglich. Manchmal stellt er aber auch alles in Frage.“

In der Tat ist diese anekdotische Anreihung von Widersprüchen vielleicht die beste Art, den Istzustand darzustellen. Man könnte sie unendlich fortsetzen: Während die Landbevölkerung mangels Existenzmöglichkeiten aus den Dörfern Italiens oder Spaniens flüchtet, bauen Konzerne alte Dörfer in der Toskana zu Tourismusresorts für Reiche um. Land Grabbing in Osteuropa produziert Megafarmen, während sich die Bevölkerung zur Arbeitsmigration nach Westen gezwungen sieht. Das Kapitalozän hat vor der „Idiotie des Landlebens“ nicht haltgemacht. Ganz Reiche kaufen ganze Ländereien, erklären den Schutz der unberührten Natur zur Großtat und haben jedenfalls ihr Geld auf eine sichere Seite gebracht. Etwas ähnliches tut China weltweit, allerdings in Hinblick auf strategische Agrarreserven.

Über allem steht der Konsens: Die Menschen werden, sollen und müssen in die Städte ziehen. Ökopioniere wie Steward Brand begeistern sich am Elend der Slums als „kreative Laboratorien eines neuen Unternehmergeistes“, während Indien unter Narendra Modi bis 2040 24 neue Millionenstädte im „Delhi Mumbai Industrial Corridor“ aus dem Boden stampfen will. Doch dieser urbane Konsens ist ins Wanken gekommen und der Appell von Koolhaas, sich dem ländlichen Raum neu zuzuwenden – er entdeckte natürlich unter anderem auch die Entwicklung regenerativer Dörfer weltweit – trifft viele Nerven. Der scheinbar ungebrochene Zug zu Urbanisierung und Landflucht war schon vor der Corona-Krise Gegenstand zunehmender kritischer Erörterungen. Etwa hierzulande in der ORF-Diskussion „Volle Städte leere Dörfer“ im Oktober 2018, wo der neugewählte Innsbrucker Bürgermeister Georg Willi die Menschen aufforderte, doch bitteschön in den Dörfern zu bleiben, da die Mieten in Innsbruck ohnehin astronomisch hoch seien. Und dann hat Corona den zarten Bedenken die Wucht eines Fußtrittes hinzugefügt: die Pandemie hat in fast allen Großstädten der Welt spürbare Tendenzen eines neuen Exodus aus den Städten verursacht: Wer es sich leisten konnte, ging an die Peripherie oder aufs Land. Die durch Homeoffice und Homeschooling erzwungene Digitalisierung wirkte wie ein Schmiermittel. Arbeit, Bildung, Kommunikation konnte man plötzlich mitnehmen.

Ich wage zu bezweifeln, dass diese Entwicklung von den ökonomischen Subjekten der Digitalisierung – die natürlich gewaltige Profiteure dieser Entwicklung sind – so geplant war. Denn wir waren von denen eher als Couchpotatoes vorgesehen, als Konsumenten imaginärer und virtueller Dienstleistungen. Aber wir sind plötzlich mit unserem gesamten Lebensvollzug auf die Bandbreite dessen gestoßen, was Digitalisierung im Verbund mit der Wiederaneignung von Lebensräumen vermöchte, und die alten stillgelegten Träume von vor einigen Jahrzehnten, als das Internet noch wirklich sinnvolle Änderungen möglich zu machen schien, sind wieder zum Leben erwacht. Was wäre, wenn wir die enormen Wissenspotentiale der ganzen Welt zum kollektiven Lernen über das Potential dezentraler autarker Gemeinschaften und die Kraft der Kreisläufe benutzten? Denn zugleich werden wir daran erinnert, dass wir uns auf einiges mehr an krisenhaften Entwicklungen gefasst machen müssen, die allesamt aus den Auswirkungen der ökonomischen Logik resultieren, die überhaupt erst zur Urbanisierung geführt haben. So vertreten nicht wenige Fachleute den Standpunkt, dass der mit Pestiziden und Düngern vergiftete Boden in wenigen Jahrzehnten nicht mehr zur Landwirtschaft taugen wird, wenn Menschen dem nicht durch eine andere Art zu (land)wirtschaften entgegenreten.

Wir stehen heute an der Schwelle einer Grundsatzentscheidung.

Es ist nicht übertrieben zu sagen: Wir – und das ist in diesem Fall tatsächlich die Summe von Milliarden einzelner Subjekte – stehen heute an der Schwelle einer Grundsatzentscheidung: Welche allgemeine Schlussfolgerung werden wir aus unseren Jahrzehnten und Jahrhunderten der Ausbeutung und Zerstörung der Lebensgrundlagen auf diesem Planeten ziehen, die uns nun als Verwüstung, Vergiftung, Vermüllung, Artensterben, Bodensterben, Unfruchtbarkeit, Klimawandel, und wie die Köpfe der Hydra alle heißen, entgegenreten?

Manche träumen wie gesagt immer noch davon, die Menschen noch mehr in Städten und Agglomerationen zu konzentrieren, was mit einer Menge fragwürdiger techno-futuristischer Annahmen wie der Kolonisierung des Weltraums und der Förderung von Atomenergie usw. einhergeht. Die lebende Natur soll dem Zugang der Menschen

weiter entzogen werden, in Verbund mit Konzepten des „Rewilding“, inklusive großflächige Wiedereinführung von Bisons, Bären und Wölfen. Affinitäten zu neo-malthusianischen Konzepten, großflächiger Enteignung der Landbevölkerung und fragwürdigen Lebensmittelimport- und Substitutionsstrategien (wer erinnert sich nicht an den SciFi-Film „Soylent Green?“) sind die Regel. Davon soll hier nur die Rede sein, um einer massiven und bewussten Abgrenzung von dieser pseudoökologischen Ideologie das Wort zu reden.

Wiederaufnahme der „Gemeinschaft durch Nähe“ mit Pflanzen, Tieren, Ökosystemen

Es gibt einige schwerwiegende Gründe, warum wir uns die Zukunft als das genaue Gegenteil vorstellen sollten: Als oberstes Ziel der Menschheit den Zweck zu setzen, mit bewusster Gestaltung (Kultur-)Landschaft zu erhalten und damit die Schönheit des Planeten, auf dem wir leben, zu befördern. Die Wiederaufnahme der „Gemeinschaft durch Nähe“ mit Pflanzen, Tieren, Ökosystemen auf einer viel anspruchsvolleren Ebene, in der wir alle mehr oder weniger wieder zu Bauern und Gärtnern werden. Erkennen, dass wir es hier mit hochkomplexen und intelligenten Systemen zu tun haben, deren Leistungen wir erst erahnen, seit wir selber intelligente Systeme zu bauen versuchen.

+ Ein Grund für diesen notwendigen Bewusstseins-, Handlungs- und Standortsprung ist, dass wir bereits viel zu tief in den Haushalt des Planeten eingegriffen haben und wir mit aller Kreativität eine Menge Aufräumarbeit zu leisten haben. Ob Mikroplastik oder Atommüll, Humusaufbau oder Wiederbegrünung der Wüsten: wenn wir wollen, dass die Natur gedeiht, müssen wir das giftige Erbe des Kapitalozäns sanieren. Gerade China (Lössplateau) hat gezeigt, dass die großflächige Wiederherstellung von vitaler Kulturlandschaft möglich ist. Aber dann muss es sich auch für die Menschen förderlich erweisen, und die systemischen Zusammenhänge aller Natursysteme miteinander müssen Berücksichtigung finden.

+ Der zweite Punkt ist, dass wir buchstäblich nach dem Abbild des Lebens geschaffen sind. Wir sind eine biophile Spezies, die mit der Gegenwart der Natur, ihren Anblicken, Geräuschen und Düften in Resonanz lebt und durch sie gesundet – etwas, das nicht künstlich reproduziert werden kann.

+ Drittens haben wir gerade erst begonnen zu verstehen, dass die Natur die wichtigste und genialste Megafabrik ist und dass die Kapazität der Schöpfung, die in das Netz des Lebens eingebettet ist, unsere kühnsten Vorstellungen übersteigt. Wir müssen lernen, mit und zunehmend im bereits vorhandenen Netzwerk des Lebens zu kooperieren und wie wir darin bestens gedeihen können, ohne die Millionen und Milliarden Jahre der Koevolution zu gefährden, die unsere Ökosysteme und ihre Myriaden von Akteuren ausmachen.

+ Viertens bietet uns die Kombination von globaler Kommunikationstechnologie, dezentraler Energiegewinnung, neuen pflanzenbasierten Werkstoffen, intelligenter Mikroautomation und einigen weiteren technologischen Revolutionen nicht nur die Chance, nahezu überall ein Kreislaufsystem der Produktion ohne Abfälle zu generieren, sondern es bestehen dadurch Aussichten auf reale Autarkie und steigende Unabhängigkeit „globaler Dörfer“ von der globalen Gesamtfabrik.

Es könnte sein – ohne damit einem historischen Determinismus das Wort zu reden –, dass auf diese Art neue Akteure die Bühne betreten, die durch ihre Assoziation eine gewaltige neue Macht ins Spiel bringen, mit neuen Werten und neuen Spielregeln. So war es mit dem Bürgertum, so war es mit der Arbeiterbewegung, so könnte es auch mit selbstbewussten lokalen vernetzten Gemeinschaften sein. Ihre Spielregeln sind der globale, kooperative, freie Wissensaustausch und das mögliche lokale Aufblühen kulturell möglicherweise vollkommen diverser Lebensräume – ohne jeden Clash der Kulturen. Die Expansion der Welt wird zur „Impansion“, geht ins mikrokosmische, verfeinernde Innere. Die Kommune von heute braucht nicht den Arbeiterstaat – eine Allianz der Globalen Dörfer über alle imperialistischen Blöcke hinweg als Friedens- und Aufbauprojekt aber umso mehr.

Hinweis:

Die hier skizzierten Thesen und Ideen werden laufend ausgeführt, illustriert und verfeinert in der Sendereihe „Willkommen im Globalen Dorf“ <https://cba.fro.at/series/willkommen-im-globalen-dorf>

FRANZ NAHRADA ist
Zukunftsforscher, Aktivist, Netzwerker

Lorenz Glatz

Das Land und die Wirtschaft darauf

*„Ohne antike Sklaverei kein
moderner Sozialismus.“
(Friedrich Engels)*

Die Oberfläche des Planeten, das Land, die Gewässer und die Atmosphäre sind der Schauplatz des Lebens und seiner Erhaltung. Der Zustand von alledem treibt auf eine Krise zu, auf eine Entscheidung zwischen Bewahrung und Untergang eines Großteils des Lebens auf der Erde.

Pflanzen und Tiere passen ihre Umwelt durch sogenannten „Nischenbau“ an ihre Bedürfnisse an. Die Tierart Mensch erscheint als ein Phänomen der Entwicklung der Erde seit deutlich weniger als einem Promille des Zeitraums seit dem Auftauchen von Leben. Eine Schlüsselfunktion als frühes und wirksamstes Mittel für den Nischenbau der Menschheit in der Biosphäre hatte die Entdeckung des Gebrauchs des Feuers vor etwa 500.000 Jahren durch den homo erectus, einen Vorfahren des Homo sapiens.

Der Umgang mit Feuer ermöglichte die Gestaltung der bewohnten Landschaft durch Brandrodung. Diese diente zur Mehrung des Gedeihens nahrhafter Pflanzen und erwünschter Beutetiere auf der so präparierten Fläche. Als Lagerfeuer gewährte es Wärme und Schutz vor Raubtieren, ermöglichte und erleichterte es die Herstellung besserer Werkzeuge aus Stein und Holz, und durch Kochen und Braten machte das Feuer vieles Unverdauliche durch „äußere Verdauung“ für Menschen genießbar und ihrer physischen Entwicklung zuträglich. In vier- bis fünftausend Jahrhunderten weiterer Evolution der Gattung homo dehnte diese invasive, sprachbegabte Tierart ihre Nische unter den anderen Tieren, Pflanzen und der anorganischen Umwelt beträchtlich aus. Sie ernährten sich als Jäger, Sammler, Zähmer, Züchter (und Ausrotter) von Tieren und Pflanzen und sind schließlich größtenteils sesshaft geworden.

Der Weg in die Sackgasse

Viele dieser Gemeinschaften entwickelten – in den jüngsten ein, zwei Prozent unserer Geschichte des Umgangs mit dem Feuer – Lebensweisen, die nicht nur von der Dominanz über andere Lebewesen, sondern auch von mannigfacher hierarchischer Spaltung zwischen und innerhalb ihrer Gruppen geprägt war. Diese Neuerung war nicht rundum ein Vorteil. Davon zeugt die Verarmung der Vielfalt der Nahrung der Menschen, seit sie als abhängige Getreidebauern auf den Anbau dieser Pflanzenart festgelegt wurden, weil sie sich am besten für kontrollierbare Abgaben an die Herrschaft eignete. Und erst recht war die Zunahme von Seuchen in den von der Herrschaft zusammengedrängten Gemeinschaften eine Folge dieser Entwicklung (J.C. Scott, Die Mühlen der Zivilisation).

Vor allem in Teilen des Festlands der Nordhalbkugel unseres Planeten formulierte sich im Laufe der jüngsten paar tausend Jahre eine sich zuspitzende herrschaftliche Überzeugung von der Rolle und Bedeutung unserer Tierart gegenüber dem „Rest der Welt“. Es begann – festgehalten in für Inventarlisten und Steuertabellen erfundener Schrift – mit einem göttlichen Auftrag. Wir sollten uns vermehren und uns die Erde untertan machen (Bibel, Buch Genesis), was nunmehr als uns angemessener Umgang mit der Natur per Ackerbau und Viehzucht zu verstehen war. Und weniger als einen Wimpernschlag in der Erdgeschichte später tritt auch Gott in den Hintergrund, die Welt ist das „Empire of Man over creation“ (Francis Bacon, Novum Organum), beherrscht von den „maîtres et possesseurs de la nature“ (René Descartes, Discours de la méthode), ohne dass auch in dieser über-natürlichen Erhöhung die weibliche Hälfte der Menschheit mehr als subsumiert worden wäre.

Und was diesem „maître“ und „emperor“ an Werkzeug für seine Aneignung und Herrschaft zur Verfügung stand, hatte schon der römische Gutsbesitzer Varro in seinem nüchternen Fachbuch über die Landwirtschaft referiert. Drei Arten davon hat er genannt: die stumme, die stimmbegabte und die sprechende, Dinge, Tiere und Menschen. Letztere mussten nicht Sklaven sein, denn noch die englischen Fabrikanten und kapitalistischen Pächter der Landlords pflegten ihre freien Arbeiter, sachlich treffend, ihre „hands“ zu nennen.

Zum Ideengut der Aufklärung und bürgerlichen Revolution gehört der Fortschrittsglaube. Auch der „historische Materialismus“ hat diese Linie auf seine Weise fortgesetzt. Friedrich Engels (Anti-Dühring) ermahnt uns: „Wir sollten nie vergessen, dass unsere ganze ökonomische, politische und intellektuelle Entwicklung einen Zustand zur Voraussetzung hat, in dem die Sklaverei ebenso notwendig wie allgemein anerkannt war. In diesem Sinne sind wir berechtigt zu sagen: Ohne antike Sklaverei kein moderner Sozialismus.“ Die seitdem fast hundertfünfzig Jahre andauernde Verspätung des Sozialismus, die Massenschlächtereien der modernen Kriege und der Niedergang und drohende Untergang der Biosphäre legen jedoch nahe, die Strukturen und Vorgänge bisheriger Geschichte dahin anzuschauen, wo und wie sie uns auf den Weg zur nunmehr unübersehbar drohenden sozialen und ökologischen Katastrophe geführt haben. Dass die frühen menschlichen Agrargemeinschaften zu einem Großteil dem Patriarchat anheimgefallen sind, dass Sklaverei und Staat auch bei den „Barbaren“ durchgesetzt wurden, sollte wohl nicht mehr als historisches Gesetz verstanden werden, sondern vielmehr als eine Entwicklung, deren verhängnisvolle Folgen wir hoffentlich noch überwinden können.

In der Sackgasse

Herrschaft glaubt über und gegenüber den Beherrschten zu stehen, seien es Artgenossen oder die sogenannte Natur. Und doch steht wie jedes Lebewesen auch der Homo sapiens bei allem Bestreben, die Natur einschließlich seiner Artgenossen zu beherrschen und bei allen Erkenntnissen, die ihn dabei leiten, niemals über oder gegenüber der Natur, sondern er ist in seinem Leben unentrinnbar in sie verwoben, und alles Erkennen und Tun ist nie mehr als ein Teilstück eines unübersehbaren Ganzen. Jedes Wissen ist unvollständig, jedes absichtsvolle Tun produziert auch Unerwartetes. Die Illusion der Herrschaft summiert unver-

meidlich und systematisch Fehler, umso mehr, je mehr sie sich ausdehnt. Dieses Wachstum ist exponentiell, im Teilstück scheitert Herrschaft an sich selbst.

Der Kapitalismus nutzt als jüngstes und dynamischstes Stadium der Entwicklung von Herrschaft alle bisherigen Formen von Unterdrückung, und doch sind für ihn hohe Herkunft und edles Geschlecht nicht die Grundlage von Herrschaft, sondern käufliche Ränge als Mittel zu noch mehr Geld, und Sklaverei ist keine Frage von Versorgung und Luxus, sondern eine Gelegenheit, Geld zu machen.

Die industrielle Ausbeutung von Arbeit prägte als üppiger Springquell des Gelds die Epoche, aber wo dieser – weil er dank der Automatisierung zu wenig Arbeit verbraucht – versiegt, geht es auch – niemand weiß, wo genau und wie lange noch – fiktiv. Geld ist ein ungemein flexibles Mittel von Aneignung und Herrschaft, solange der Umschlag dank allgemeinen Glaubens in Reales gelingt und nicht zur Illusion wird.

Die Befriedigung von Lebensbedürfnissen (von der notwendigsten Nahrung und Kleidung bis zum blödsinnigsten Luxus) ist nicht das Ziel kapitalistischen Wirtschaftens, sondern Mittel, eine Art Durchgang für die Vermehrung angelegten Kapitals zur Erreichung des höchstmöglichen Profits auf den Märkten – oder zur Niederlage in der Konkurrenz. Der Produktion auch des für Menschen Sinnvollsten und Notwendigsten muss das Kapital sich verweigern, wenn sie jenem Ziel nicht dient. Maschinen statt, nicht für Menschen, Monokulturen statt Vielfalt, fossiler Kunstdünger statt Bodenleben und natürlichem Kreislauf, chemische Vertilgung von Leben zum Erhalt der gepflanzten Ware, großflächige Versiegelung fruchtbaren Bodens für Verkehr und Zersiedelung, Konsumismus statt Genuss und Muße – alles wird im kurzen Horizont bemessen an Rentabilität und stetigem „Wachstum“, einschließlich dem „Wachstum“ durch die Reparatur der vom „Wachstum“ verursachten Schäden.

Wie sich diese perverse Ordnung der Verhältnisse auf die arbeitenden Menschen und den bearbeiteten Boden der Erde auswirkt, hat Karl Marx schon zu Zeiten, als die erst aufkommende Agrarindustrie auch bei Theoretikern der Arbeiterbewegung noch schlicht als technischer Fortschritt der Produktivkraft gepriesen wurde, kurz zusammenge-

fasst: „Große Industrie und industriell betriebene große Agrikultur wirken zusammen. Wenn sie sich ursprünglich dadurch scheiden, dass die erste mehr die Arbeitskraft und daher die Naturkraft des Menschen, die letztere mehr direkt die Naturkraft des Bodens verwüstet und ruiniert, so reichen sich später im Fortgang beide die Hand, indem das industrielle System auf dem Land auch die Arbeiter entkräftet und Industrie und Handel ihrerseits der Agrikultur die Mittel zur Erschöpfung des Bodens verschaffen.“ (Das Kapital III, 821)

Auf dieser hier lapidar gezeichneten sozialen und ökologischen Grundlage unserer Wirtschaftsweise hat sich über vier, fünf Generationen der Industrialisierung mit zwei Weltkriegen, vielen kolonialen und postkolonialen Kriegen und sich ausbreitenden Banden- und Milizenkämpfen in zerfallenden Staaten die nunmehr aufkommende politisch-soziale und ökologische Katastrophe verdichtet. Einerseits ist ein für eine Menge Tierarten einschließlich des Homo sapiens unerträglicher Klimawandel angelaufen und auch die gegenwärtige Pandemie, die ebenfalls eine Folge des „Raubbaus an der Natur“ durch das „Agro-business“ ist (Rob Wallace, Evolutionsepidemiologie), könnte bloß ein Vorbote schlimmerer Seuchen sein. Andererseits verdüstern sich die Perspektiven eines Arbeitslebens weltweit von fühlbar bis dramatisch.

Generell konsumieren die oberen 15 Prozent der Weltbevölkerung 85 Prozent der dafür vorhandenen Güter. Freilich wohnen solche Nutznießer in allen Ländern, zu einem großen Teil jedoch in denen des globalen Nordens, wo auch nicht geringe Teile der Bevölkerung an der herrschenden Stellung dieser Ökonomien mehr oder weniger partizipieren. So steht für den Konsum der „Europäer“ derzeit außerhalb der EU fast so viel landwirtschaftliche Fläche zur Verfügung wie innerhalb, vor allem für Viehfutter, aber auch für Textilien, Biosprit usw. Einen Großteil des Gemüses pflegen auf diesem Erdteil aus Afrika geflohene Menschen in Spanien und in Italien oft für wenig mehr als für Kost und Schlafstelle. Hierzulande und in anderen Ländern des Westens kommen die billigsten Arbeiter in der Landwirtschaft (und anderen schlecht bezahlten Sektoren) meist aus dem Osten der „Gemeinschaft“. Menschen, meist Frauen, von dort pflegen auch unsere Alten und Kranken.

Und angesichts der Auflösung einer wachsenden Zahl von Staaten in Gebiete von Warlords, Banden

und Drogenbaronen geht die Zahl der vertriebenen Menschen schon gegen hundert Millionen weltweit. Nur wenige davon kommen in die Nähe unserer Länder, tausende enden jährlich am Boden

Auf Grundlage unserer Wirtschaftsweise hat sich über vier, fünf Generationen der Industrialisierung die aufkommende politisch-soziale und ökologische Katastrophe verdichtet.

des „größten Friedhofs Europas“ (der Papst über das Mittelmeer), werden auf griechischen Inseln interniert oder scheitern, aufgehalten von den dafür bezahlten Regierungen oder Milizchefs, an den Grenzen zur EU. „First in last out“ wird für die „imperiale Lebensweise“ (U. Brand / M. Wissen) noch eine Zeitlang gelten, aber gemütlicher wird ein Leben auch in den „reichen Ländern“ nicht, im Angesicht des ökologischen Niedergangs und einer Pandemie mit immer neuen Varianten, in sich verschärfender Konkurrenz, Angst vor und um die immer stressigere Arbeit, mit einer perspektivlosen Brutalisierung des Alltags im Inneren und blankem Elend vor den scharf bewachten Grenzzäunen und den Mauern der Gettos der Reichen.

Gibt es einen Weg hinaus?

Vorgezeichnet ist uns keiner. Sein Ziel jedenfalls sollte ein friedliches und fruchtbares Auskommen der Menschen miteinander sein, kein Streit ohne Versöhnung in Reichweite, gemeinsame Sorge für gutes Essen und Trinken und was sonst noch gebraucht wird und gut tut in der Luft, den Gewässern und auf dem Boden, wovon wir und die anderen Lebewesen uns nähren können in Vorsicht und Achtung vor den Zusammenhängen der Erde.

Dazu braucht es den Bruch mit der Logik der Herrschaft, die über einige hundert Generationen tief in uns eingedrungen ist. Sie leitet uns an, ja zwingt uns zu Kampf oder Niederlage und überheblicher Missachtung jeglicher anderen Natur. Sie verkörpert sich im illusionären Denken, Fühlen und Handeln in Kapitalwirtschaft und ihrem Garantien, dem Staat und seiner Rechtsordnung. Sie führt uns vom kleinen Übergriff der En-miniature-Rivalität des Alltags bis zu blutigem Krieg und zur Zerstörung der uns tragenden Umwelt.

Im Leben der heutigen Generationen gibt es seit dem Ende des kapitalistischen Nachkriegsbooms ab dem Ende der Sechzigerjahre einen zähen, aber

auch zählbaren ökologischen Aufbruch gegen die „friedliche Nutzung“ der Technologie der Atombombe und gegen die Zerstörung des fruchtbaren Landes durch die industrielle Landwirtschaft mit Monokultur, Chemie, großer Maschinerie und in nicht wenigen Gebieten auch durch den Bergbau sowie gegen die oft gewaltsame weitere Ausbreitung durch das Land Grabbing des Agrarkapitals und der Montankonzerne rund um die Welt.

Die irrwitzige „Nutzung“ der Atombombentechnik konnte trotz der sich steigernden Katastrophen und Verstrahlung des Landes bis heute nur gebremst, nicht gestoppt werden. Die Bewegung ökologischer Landwirtschaft ist ein Stück vorangekommen, sie ist jedoch in den sogenannten reichen Ländern oft – von Supermarktketten und großflächiger Landwirtschaft marktwirtschaftstauglich zurechtgestutzt – aufgesogen und als Hochpreisware platziert in ihrer ökologischen Wirkung sehr reduziert worden.

Dagegen hat sich jedoch in den letzten Jahrzehnten von Japan und Korea her „solidarische Landwirtschaft“ (Solawi) auch in den USA und Europa zu verbreiten begonnen, die doch Züge eines Auswegs aus den trüben Zuständen erkennen lässt. Diese Ermutigung soll hier doch den Abschluss des Texts bilden. Solawi betreibt lokale und saisonale Versorgung aller Beteiligten, arbeitet ökologisch, „kleinteilig“, in Fruchtfolge und ungemein vielfältig um die bedrohlich schrumpfende Biodiversität zu fördern, statt mit großflächigem Anbau einiger weniger Sorten, für den die industrielle Maschinerie entwickelt wurde, um Menschen zur besseren Rentabilität zu ersetzen. „Konviviale Werkzeuge“ (Ivan Illich) sind zu entwickeln, die einem das Leben fördernden Wirtschaften entsprechen.

Die „Tauschgegnerschaft“ (Max Weber), wie sie auf dem Markt zwischen Verkäufern und Käufern besteht, dünnt aus. Die auf dem Feld Arbeitenden und die anderen Nutzer*innen der Ernte binden sich (für

ein Jahr meist) aneinander, es wird gemeinsam ein Budget erstellt für die benötigten Mittel und Gelder. Es keimt ein Gefühl gegenseitiger Versorgung, vor allem, wenn die „Ernteteiler*innen“ (dazu sind die „Kunden“ in Solawis geworden) auf die eine oder andere Weise auch selber mithelfen. Wenn noch dazu die Beiträge für die „Ernteanteile“ je nach den finanziellen Möglichkeiten der Menschen über oder unter dem zu erreichenden Durchschnitt liegen und auch das Gemüse am Abholstand „frei entnehmbar“ ist und in Grenzen in Zusammensetzung und Umfang variieren kann, ist tatsächlich etwas Neues unterwegs.

Allerdings gibt es einen durchaus beträchtlichen Teil von Solawis, die dem von der Landwirtschaftskammer beworbenen Vorgang einer „Direktvermarktung“ eher entsprechen als die oben beschriebenen. Der Staat als „ideeller Gesamtkapitalist“ (Friedrich Engels) kennt durchaus einen Spielraum, der seinen Funktionären die Möglichkeit lässt, auch Abweichendes zu fördern, wenn es die Stabilität der herrschenden Ordnung nicht zu bedrohen scheint. Aber wenn sich die marktwirtschaftlichen Akteure in ihren Geschäftsaussichten gestört fühlen, kann sich das auch schnell ändern.

In Afrika und Lateinamerika ist das der Fall, dort steht dem transnationalen Agrar- und Montankapital ganz aktuell der Sinn nach dem Land, von dem sich die indigene Bevölkerung versorgt. Staat und Kapital sind dort meist aufs engste verbunden und in Verfolgung ihrer Ansprüche schnell zur Hand mit brachialer Gewalt. Indigene Menschen „are increasingly losing faith in the state, seeing it as not only inept but often complicit“. Sie sind zu „societies in movement“ (im lokalen wie im politischen Sinn) geworden, und „they propose, build and sustain life adjacent to the state“ – in „Territorien des Widerstands“ (Raul Zibechi). Hoffentlich finden die Bewegungen weltweit in solchen zusammen.



SOLAWI
leben.

SoLaWi.life

Dirk Raith

SoLaKo – Solidarische LandwirtschaftsKooperative

„Nur mit Milch schaffen wir so etwas nicht.“

*Jede SoLaWi ist individuell – die SoLaKo vielleicht etwas individueller: Hier kooperieren mehrere Betriebe, die Ernteteiler*innen händeln weitgehend die Organisation und sie bekommen dafür ein ökosolidarisches „Vollsortiment“ (fast halt) – in Summe ein kleines, feines, regionales Ernährungssystem, das da im Grazer Umland floriert.*

Die Grundidee einer SoLaWi / GeLaWi (gemeinschaftstragenen Landwirtschaft) / CSA (Community Supported Agriculture) ist vielleicht geläufig: Verbraucher*innen finanzieren die Produktion auf einem Hof und erhalten dafür die Produkte. Klingt unspektakulär, macht aber einen großen Unterschied. Für Patrick Huiber, Mitbegründer und aktuell Obmann der SoLaKo, ist es ein „Paradigmenwechsel, weil man weg geht von ‚Ich produziere etwas und verkaufe das‘ hin zu ‚man betreibt gemeinsam Landwirtschaft‘.“ Und „gemeinsam“ heißt, dass man nicht nur die Ernte, sondern dann und wann auch das Risiko teilt, dass es keine gibt. Damit verwischen sich die Rollen: Konsument*innen werden zu Ernteteiler*innen, aber auch zu Teilhaber*innen. Sie können mitbestimmen, was und wie auf „ihrem Hof“ produziert wird – und sich auch an der Arbeit beteiligen. Auch das Verhältnis zwischen Geld und Gut löst sich auf: Was Ernteteiler*innen vorfinanzieren, ist nicht der Preis für eine Ware, sondern eine Investition in eine andere Art der Landwirtschaft, die man gemeinschaftlich bestimmt und entwickelt. Aus einer Transaktion wird quasi eine Interaktion: Während Markt handeln (kapitalistisch oder nicht) im Grunde eine Beziehung zwischen Waren darstellt, Menschen sich hier nur als Repräsentant*innen von Angebot und Nachfrage gegenüberstehen (die Marx’schen „Charaktermasken“), ist der Austausch in einer

SoLaWi eingebettet in Beziehungen, die da und dort den „ganzen Menschen“ fordern. Die sprichwörtliche Gleichgültigkeit des Geldes (auch nicht immer schlecht) macht es hier zum Mittel einer grundlegend anderen Art zu wirtschaften – einer solidarischen, abseits des Markts, getragen von einer Gemeinschaft, die nicht nur Kosten, Ernte und Risiko, sondern auch Werte teilt und sich so gegenseitig das zum guten Leben Notwendige schenkt. So gesehen trägt eine SoLaWi deutliche Züge einer *sharing economy*, einer Schenkökonomie – und einer Planwirtschaft.

Kooperation als Chance, und ein Erfolgsrezept

Mit dieser Idee einer SoLaWi ist vor einigen Jahren auch die SoLaKo gestartet. Der Anstoß kam von der Hofgemeinschaft am weststeirischen Demeter-Hof Edler. Dort wird schon seit 1983 biologisch-dynamisch gearbeitet (seit 1986 mit Demeter-Zertifikat), und Milch und Milchprodukte vom Edlerhof gehören – in unverändert guter Auswahl und Qualität – zur Grazer Bio-Szene wie Zwiebel zum Gulasch. Weil Beständigkeit und Pioniergeist hier unter einem Dach wohnen, machte vor mittlerweile fast zehn Jahren auch die Idee zur solidarischen Landwirtschaft die Runde am Hof – und stieß bei den Kund*innen vom Hofladen auf reges Interesse. Klar war aber auch, wie Patrick Huiber sich erinnert: „Nur mit Milch schaffen wir so etwas nicht. Wir brauchen auch Gemüse dazu.“ Da traf es sich gut, dass der Edlerhof am Grazer Bio-Bauernmarkt Grottenhof Standnachbar vom oststeirischen Oswaldhof war. Der „Gemüsebauer“ war damit gefunden. Es folgten Exkursionen zu „Höfen der Zukunft“ in Frankreich und Deutschland, Referent*innen wurden eingeladen, Filmabende und Treffen organisiert. Nach einem

Jahr konnte SoLaKo 2013 starten – aufgrund des großen Interesses gleich mit 60 statt der geplanten 20 Ernteteiler*innen. Mittlerweile sind knapp 220 Haushalte dabei – mehr als die Hälfte von ihnen fünf Jahre oder länger. Der Oswaldhof ist mittlerweile zu 100 Prozent SoLaKo-Betrieb, Edler als (primär) großer Milchbetrieb immerhin zu einem Drittel. Bei den 2019 dazugestoßenen Bio-Höfen Maierhofer und Schreiber sowie der Bio-Imkerei Fink aus der Oststeiermark ist der Anteil kleiner – aber die SoLaKo entwickelt sich ständig weiter.

Die Organisation der Zwiebel

Ein Grundprinzip stand dabei von Anfang an fest und zeichnet die *SoLaKo* bis heute aus – für Patrick Huiber ist es „sehr innovativ und auch Alleinstellungsmerkmal“, möglicherweise sogar Erfolgsrezept: Die Organisation der *SoLaKo* liegt vollständig beim Verein, in dem sich ehrenamtlich viele der Ernteteiler*innen engagieren – „damit das einfach läuft und nicht am Bauern hängenbleibt“, erklärt Daniela Talker-Huiber, eine der Initiator*innen. Die *SoLaKo* soll den Bauern und Bäuerinnen also keine zusätzliche Arbeit machen, sondern ihnen erlauben, dass sie sich auf ihre Arbeit konzentrieren können: gute Lebensmittel herstellen. Die wöchentlichen Lieferungen werden zwar von den Höfen zugestellt – aber so, dass sie dafür kaum zusätzliche Wege machen müssen. Die Annahme und Ausgabe an den sieben „Verteilstellen“ in Graz und Umland wird vor Ort von den Ernteteiler*innen selbst organisiert, die Bäuer*innen müssen also auch keine „Kisterl“ packen.

Mehr als ein Vertriebsmodell – eine Gemeinschaft

Für die Höfe ist das eine große Erleichterung – und spart Kosten. Klar war aber auch, von Anfang an, dass *SoLaKo* kein bloßes „Vertriebsmodell“ sein sollte, so Talker-Huiber, sondern „dass da einfach viel was Größeres dahinter ist und ein ganz anderes Bewusstsein.“ Die Zusammenarbeit geht ja auch viel weiter. Einige Ernteteiler*innen kommen immer wieder zu „Mithelftagen“ auf den Höfen zusammen, stehen gemeinsam am Acker, zupfen Unkraut, ernten Obst, werden dabei gut verköstigt und genießen die gemeinsame Zeit am Land – um so das Hofleben und die Arbeit vor Ort erleben zu können. Ernteteiler*innen arbeiten aber auch immer wieder regulär – angemeldet und bezahlt – auf den Höfen mit, bspw. in Krisenfällen wie 2020

beim Ausfall von Erntehelfer*innen durch *Covid-19*, oder als Bienenstöcke akut Betreuung erforderten. Hier hat sich die *SoLaKo* auch als Mitarbeiter*innen-Pool bewährt.

Die gemeinsame Arbeit – am Hof und in der Verteilung – hat so etwas wie eine Gemeinschaft entstehen lassen, zumindest im engeren Kreis. Und die „Gemeinschaftsbildung“ wird auch gefördert: durch regelmäßige Seminare, eine jährliche Klausur, und in Arbeitskreisen, in denen sich alle, die wollen, mit der weiteren Entwicklung der *SoLaKo* und der Höfe beschäftigen können – laut Talker-Huiber „mittlerweile ein wichtiger Mehrwert von *SoLaKo* für die Höfe“.

Der „Mehrwert“ besteht in einer Wertegemeinschaft – wobei Werte an sich nur „Worthülsen“ sind, so Patrick Huiber, „die man irgendwo an die Wand oder heute auf die Homepage pinselt“. Wichtiger sei es, einander Vertrauen zu schenken, auch tolerant zu sein, selber Verantwortung zu übernehmen, und das verbindlich – auf viele Schultern verteilt, sodass jede*r in die Gemeinschaft einbringen kann, was sie oder er gut kann und möchte, immer bezogen darauf, „was wir gemeinsam tun wollen. Die Werte erlebt man eigentlich im Tun dann.“

Auf dieser „gemeinschaftstragenden“ Basis wird die Produktion am Hof – und auch seine Entwicklung – wie ein Gemeingut (*Commons*) angesehen und organisiert. Für die Höfe bedeutet das auch, dass sie ihre Finanzen in der Gemeinschaft offenlegen müssen: Nicht nur, weil auf dieser Basis die Planung und Berechnung der Anteile für das Wirtschaftsjahr erfolgt, sondern auch, weil hier die materiellen Grundlagen dafür gelegt werden, wie die Höfe sich entwickeln sollen. Auch das ist Gemeinschaftssache – „und da“, so Daniela Talker-Huiber, „gab es dann immer wieder viele Impulse von uns, wo wir sagen: Wir wollen wirklich, dass unsere Bauern mit ihren Familien Urlaub machen können, dass der Stundenlohn erhöht wird und so weiter. Und es ist ganz was anderes, wenn die Forderung von uns kommt als Teilhaber*innen als wenn der Bauer sagt, er möchte jetzt einfach mehr verdienen.“

Warum weniger Regeln besser sind als mehr

Die Entlastung und Entwicklung der Höfe steht also im Mittelpunkt – und ganz ausdrücklich auch im Zusammenhang mit der stabilen Versorgung

mit vollwertigen Lebensmitteln aus der Region. Nicht allen Ernteteiler*innen ist dieser Grundsatz auf Dauer überzeugend vermittelbar, etwa wenn das bedeutet, dass Ernteausfälle nicht abgegolten werden. Die Fluktuation liegt regelmäßig bei etwa zehn Prozent, wobei sie auch andere Ursachen wie beispielsweise Umzüge hat, über eine lange Warteliste kompensiert wird und nur die äußeren Schichten einer Organisationsstruktur betrifft, die Daniela Talker-Huiber gerne als „Zwiebel“ beschreibt: Getragen wird die *SoLaKo* von einem „Kernteam“ aus 20 bis 30 Leuten rund um das leitende „Gremium“, das eng zusammenarbeitet, sich in hohem Maße mit den Werten und Zielen der *SoLaKo* identifiziert und sich mindestens sechs Mal im Jahr für Abstimmung und Weiterentwicklung der *SoLaKo* trifft.

SoLaKo ist aber insgesamt sehr offen, flach und demokratisch (bzw. „soziokratisch“) organisiert. Jede der sieben Verteilstellen wird dezentral koordiniert, und dort gibt es einen regelmäßigen Austausch aller Ernteteiler*innen vor Ort. Bei der jährlichen Mitgliederversammlung nehmen regelmäßig mehr als 100 Menschen teil, und jede*r hat grundsätzlich die Freiheit, sich gestaltend einzubringen und die *SoLaKo* als Gemeinschaftsprojekt weiter zu entwickeln – im dezidierten Gegensatz zum konventionellen Bild der „Konsument*innen“: „Also im Grunde können wir wirklich alles miteinander ausreden,“ betont Gundi Minutillo, die auch von Anfang an dabei war und mit der *SoLaKo* „mit gewachsen“ ist, wie sie sagt: „Und im Supermarkt – als Beispiel – muss ich das so nehmen, was ich krieg’. Ich empfinde es mittlerweile als große Freiheit und als Selbstbestimmung.“

Auch wenn die Grenzen zwischen Höfen und Ernteteiler*innen, Gremien und „äußeren Kreis“ bewusst offen gehalten und auch häufig überschritten werden – sie sind nach wie vor da, und das erfordert eine permanente Abwägung von Interessen, die nicht in jedem Fall gleich übereinstimmen müssen. Beispielsweise wurde ein neues Verteilsystem für Milch und Milchprodukte entwickelt, das dem Prinzip des „Ernteteilens“ eher entspricht und nicht zuletzt Produktion und Verteilung erleichtert. Nunmehr werden neben Trinkmilch gemischte „Milchernte“-Pakete in die Verteilstellen geliefert, deren Aufteilung vor Ort „solidarisch“ erfolgen soll – mit erheblichen Startschwierigkeiten, die gar nicht verheimlicht, sondern als Herausforderung zur Weiterentwicklung betrachtet werden.

Auf starre Regeln für Zuständigkeiten oder dafür, was einem zusteht, möchten die *SoLaKos* weiterhin verzichten. Vertrauen und Verantwortung auf viele Schultern verteilt seien „die Basis, dass das funktioniert – ohne viele Regeln“, so Patrick Huiber: „Wenn es eine Regel gibt bei uns, dann die, darauf zu schauen, dass wir diesen Sinn und Zweck, den gemeinsamen, weiterhin spüren. Und wenn du den hast, dann brauchst du nicht so viele Regeln.“

Warum Wachstum auch Schrumpfen bedeuten kann

Die permanente *Weiterentwicklung* in den Strukturen der Organisation, aber auch im Bewusstsein der Menschen ist ein weiterer zentraler Aspekt der *SoLaKo*. Was die Organisation angeht, ist die *SoLaKo* mit der Erweiterung von zwei auf fünf Betriebe ihrem Ziel, zum ökosolidarischen „Vollsortimenter“ zu werden, einen großen Schritt näher gekommen. Neben Milch, Milchprodukten und Gemüse gibt es nun auch regelmäßig Obst, Säfte, Essig, Öle, Getreide und Honig in großer Vielfalt. Die Anzahl der Ernteteiler*innen hat mit knapp 220 Anteilen ihr Maximum erreicht. „Limitierender Faktor“, wie bemerkt wird, ist dabei der Gemüsebauer *Oswald*, der bereits an die Grenzen seiner Kapazität und Belastbarkeit geraten war.

„Wenn es eine Regel gibt bei uns, dann die, darauf zu schauen, dass wir diesen Sinn und Zweck, den gemeinsamen, weiterhin spüren. Und wenn du den hast, dann brauchst du nicht so viele Regeln.“

In dem Fall haben sich die *SoLaKos* sogar fürs Schrumpfen entschieden – auch wenn das heißt, dass es nun weniger Ernteanteile vom *Oswald* gibt und die etwas teurer wurden. Klingt nach Neubestimmung, entspricht aber haargenau dem Grundgedanken der *SoLaWi*, der ja auch den *Edlerhof* bewog, sich ursprünglich darauf einzulassen, so Eugenia Hahn, die Pächterin: „Der Bauer ist in seinem Einkommen wie kein anderer von den natürlichen Gegebenheiten abhängig. Und die *SoLaKo* ermöglicht, dass das Einkommen des Bauern von der Warenmenge entkoppelt und stattdessen seine Arbeit bezahlt wird.“

Das Eine ist das materielle Risiko – wäre da nicht noch die ideelle Ebene: Wenn der *Oswald*, wie Gundi Minutillo erzählt, nach einem Hagelunwetter früher am Markt nichts zu verkaufen

hatte, hätte er halt nichts verdient. Jetzt, als *SoLaWi*, sei es für ihn aber fast noch schlimmer – „weil das Gemüse ein Gesicht hat“, so Daniela Talker-Huiber, nämlich das der Ernteteiler*innen. Die persönliche, konkrete Beziehung in der *SoLaKo* kann also auch Belastung sein. Zugleich und viel wichtiger aber: Sie verleiht der Arbeit einen neuen, tieferen Sinn. „Und das sagen die Bauern auch“, so Gundi Minutillo: „Für die macht die Arbeit jetzt auch wieder mehr Sinn. Sie wissen, für wen.“

Solidarität beschränkt sich indes nicht auf die Beziehungen zu den Produzent*innen. Alle Ernteteiler*innen entscheiden selbst, nach Richtwerten und ihren Möglichkeiten, wie viel ihnen ihr Anteil wert ist. Entscheidend ist der Gesamtbetrag, der es dem jeweiligen Hof erlaubt, das nächste Wirtschaftsjahr zu finanzieren – und damit die Versorgung mit guten Lebensmitteln für alle *SoLaKos* sicherzustellen.

Kleines DIY-Wirtschaftssystem

Das ist der wesentliche Punkt an der *SoLaKo*: Der Erhalt und die Erneuerung einer kleinräumigen, nachhaltigen Wirtschaftsweise, die früher schon einmal ganz gut funktioniert hat – aus bewährter Tradition, und auch als Notwendigkeit: „Das ist ganz sicher was Altes“, so Daniela Talker-Huiber, „aber ich denke, gerade diese Strukturen und auch dieses Wirtschaften muss man neu denken. Altes neu denken – darum geht es. ‚Höfe der Zukunft‘ – wie denken wir sie neu? Und da ist es, glaube ich eben, ganz ganz wichtig, dass es überall so Keimzellen gibt, wo wertvolle Dinge entstehen.“ Die *SoLaKo* ist wohl so eine „Keimzelle“. Solidarität, Gemeinschaft, Zusammenarbeit, Nachhaltigkeit – was früher einmal aus Gewohnheit oder Not einfach da war, wird hier reflektiert und mit technischen und sozialen Innovationen quasi „renoviert“: Heraus kommt dabei ein kleines feines Modell regionaler Ernährungssouveränität – ein besonderes Wirtschaftssystem abseits des Markts sogar, das sich die *SoLaKos* da in Gemeinschaft so gestalten, wie sie es sich vorstellen.

DIRK RAITH ist
Wirtschaftssoziologe und -ethiker
an der Universität Graz

mandelbaum verlag



BROT UND GESETZE BRECHEN
Christlicher Antimilitarismus auf der Anklagebank
herausgegeben von Jakob Frühmann und Cristina Yurena Zerr

JAKOB FRÜHMANN,
CRISTINA YURENA
ZERR (HG.INNEN)
BROT UND GESETZE BRECHEN
Christlicher Antimilitarismus auf der Anklagebank

284 Seiten
17,- Euro



**PHILIPP P. METZGER
WOHNKONZERNE ENTEIGNEN!**
Wie Deutsche Wohnen & Co ein Grundbedürfnis zu Profit machen

PHILIPP P. METZGER
WOHNKONZERNE ENTEIGNEN!
Wie Deutsche Wohnen & Co. ein Grundbedürfnis zu Profit machen

292 Seiten
17,- Euro



DIE LINKE IN ITALIEN
Eine Einführung

176 Seiten
12,- Euro

JENS RENNER
DIE LINKE IN ITALIEN
Eine Einführung

176 Seiten
12,- Euro

kritik & utopie

Lorenz H. Glatz

Notizen über solidarische Landwirtschaft

Praktische Erfahrungen aus zehn Jahren mit gelungenen Versuchen, Fehlschlägen und Neuanfängen einiger solidarischer Landwirtschaften rund um Wien sowie des durch sie geschaffenen Umfelds.

1. Einleitung

Solidarische Landwirtschaften nahmen Ende der 1960er Jahre in Japan als „teikei“ ihren Ausgang und sind in den USA, wo sie „community supported agriculture“ (CSA) genannt werden, aber auch in den EU-Ländern mittlerweile recht weit verbreitet. In Österreich gibt es sie seit etwa zehn Jahren.

Wie funktionieren diese liebevoll „Solawis“ genannten Organisationen? – Zunächst einmal sind sie der Versuch von Landwirt*innen, sich von der Abhängigkeit und dem Preisdruck der agrarindustriellen Großkonzerne und z.T. auch schon der Bio-Marken ein Stück weit zu befreien, indem sie den direkten Kontakt zur Kundschaft, also eine Direktvermarktung, suchen. Zudem sind die Solawis aber auch Ausdruck von Opposition gegen das übermächtige Agrarkapital, das die Landwirtschaft in die Industrialisierung und Agrarchemie treibt und damit maßgeblichen Anteil an der Zerstörung unserer aller Lebensgrundlagen hat. Diese Opposition führt, indem sich Produzent*innen und Konsument*innen längerfristig enger verbinden, auch auf neue Wege über den Markt hinaus.

Das wird auch sprachlich deutlich. So heißen die Menschen, die vor allem Geld, aber vielfach auch unentgeltliche Mithilfe für die Erzeugung und Verteilung der Lebensmittel und die Organisation und Verwaltung beisteuern, in der solidarischen Landwirtschaft vielfach *Ernte-* oder *Hofteiler*innen*.

Sie übernehmen ja für Ernte und Hof Mitverantwortung und teilen die Ernte miteinander und mit den Landwirt*innen, die von der Arbeit, die sie beitragen, auch ihren Lebensunterhalt ganz oder teilweise bestreiten. Diese können angestellt oder selbstständig, auch Eigentümer*innen von Land, Hof und Maschinen sein – im Kontext einer solidarischen Landwirtschaft können sie mit den Ernte-/Hofteiler*innen die symbiotische Seite derselben Medaille werden.

Mit „Bio“, seltenen Sorten, Regionalität und kurzen Wegen wird mittlerweile auch im Supermarkt erworben. Wie wenig die Werbung oft mit der Realität zu tun hat, hat Clemens G. Arvays Buch „Der große BIOSchmäh“ schon vor einem Jahrzehnt deutlich gemacht. Völlig fremd bleiben dem Agrarkapital freilich die Gehversuche von Solawis in emanzipatorischen Wirtschaftsformen wie dem gemeinschaftlichen Eigentum aller Beteiligten an Boden und Betriebsmitteln bzw. ihre Organisation als Commons und die teilweise Entkoppelung von Geldbeiträgen und Bezug von Lebensmitteln. Landwirtschaft könnte als Ausgangspunkt für Versuche einer Produktions- & Wirtschaftsweise jenseits der Marktwirtschaft besser geeignet sein als andere Wirtschaftszweige, weil sie mit der Nahrung unser elementarstes Bedürfnis befriedigt. Sie könnte und sollte Startpunkt einer Umstellung auch für andere Bereiche werden.

2. Grundlegendes

Das Spektrum der Solawis reicht von klassischen Bauernhöfen, die von den Eigentümer*innen bewirtschaftet werden und mit Hofteiler*innen kooperieren, bis hin zu Vereinen, in denen Produzierende und Hofteiler*innen gleichberechtigte Mitglieder sind und die über keine eigenen

Flächen verfügen, sondern den Boden ausschließlich zapachten.

Zentral ist *die Verpflichtung der von Konsument*innen zu Hofteiler*innen gewordenen Menschen, für einen bestimmten Zeitraum verbindlich die Produkte einer Landwirtschaft für einen zuvor vereinbarten Beitrag abzunehmen* – üblicherweise für eine Saison. Bei einigen Solawis hat sich dafür der Zeitraum vom 1. Feber bis 31. Jänner des Folgejahres herauskristallisiert, da das mit dem natürlichen Kreislauf der Arbeiten zusammenpasst.

Wie bestimmt sich nun die Höhe dieses Betrags und wie funktioniert damit das Budget einer Solawi? – Nehmen wir an, die Produktionskosten für eine Saison belaufen sich auf 100.000 €. Diese transparent kommunizierten Kosten beinhalten die Betriebskosten ebenso wie etwaige Pachtkosten, Investitionen und vor allem die Gehälter oder eben die Kosten des Lebensunterhalts der Produzierenden – alles, was notwendig ist um für ein Jahr Lebensmittel in der Solawi zu produzieren. Wenn diese Solawi damit zusätzlich zu den in der Landwirtschaft Tätigen 100 Hofteiler*innen versorgen kann, muss ein Ernteanteil im Jahr 1.000 € einbringen, etwa 83 € pro Monat.

Durch die direkte Verbindung von Produzierenden und Hofteiler*innen können die sonst anfallenden Handelsmargen von Groß- und Einzelhandel direkt für die Produktionskosten verwendet werden, insbesondere für die Geldeinkommen, die gerade in der Landwirtschaft alles andere als üppig sind.

Budgets versucht man einzuhalten, doch in der Praxis kommen natürlich Abweichungen durch unvorhergesehene Ereignisse vor. Es ist also mit Überschüssen und Defiziten umzugehen. Letztere werden in die nächste Saison fortgeschrieben und müssen dort entweder durch Einsparungen in der Produktion, durch höhere Beiträge der Hofteiler*innen oder eine Mischung aus beidem wettgemacht werden. Das löst naturgemäß viele Fragen und ein gutes Maß an idealerweise konstruktiver Kritik und Lerneffekten aus, um das Funktionieren der Solawi zu gewährleisten.

Überschüsse andererseits verbleiben ebenso bei der Solawi und werden nicht als Gewinne entnommen. Es handelt sich um die Beiträge der Gemeinschaft, folglich wird auch gemeinschaftlich entschieden, ob diese Überschüsse als Rücklagen verbucht oder für eine Senkung der Geldbeiträge, für anstehende Investitionen oder für den Lebensunterhalt der Produzierenden verwendet werden. Die Ernte ist das Ergebnis der Beiträge, der Arbeit wie des Geldes. Sie wird vereinbarungsgemäß aufgeteilt, ob es eine Missernte ist oder Hülle und Fülle. Die Solawi agiert als Gemeinschaft. Damit wird das marktwirtschaftliche Verkäufer-Käufer-Verhältnis zwischen Produzent*innen und Hofteiler*innen aufgeweicht. Die „Tauschgegnerschaft“ des Marktes (möglichst wenig Geld für möglichst viel Ware bei den einen und umgekehrt bei den anderen) schwindet. Doch ist die anonyme geldvermittelte Trennung zwischen Produktion und Konsumation erst einmal aufgeweicht, beginnen die neuen Wege erst. Und zwar auf eine Art, die die industrielle Landwirtschaft und der Handel im Gegensatz zu anderen Merkmalen wie biologischer Produktion oder Regionalität nicht replizieren und damit auch nicht monetarisieren kann.

3. Wer trägt was wieviel wie bei?

In ihren jeweiligen Brotberufen verdienen die Hofteiler*innen höchst unterschiedlich und sind ganz allgemein in weit gefächerten Lebenssituationen. Warum also sollten alle gleich beitragen? Wieso soll die zum Mindestlohn arbeitende alleinerziehende Mutter zweier Kinder finanziell genauso viel für ihre Lebensmittel beisteuern wie das gutverdienende kinderlose Managerhepaar?

Diesem Umstand tragen wir Rechnung, indem es keinen festen „Preis“ für den Ernteanteil gibt, sondern einen Durchschnittswert, den es zu erreichen gilt, um die Produktion zu gewährleisten. Im oben angeführten Beispiel wären das etwa 1.000 € pro



Munus
Stiftung

Boden für gutes Leben

MUNUS-Stiftung.org

Ernteanteil und Jahr, die die Gesamtheit der Hofteiler*innen aufbringen muss. Jedes Jahr knapp vor Saisonbeginn gibt es eine **Jahresversammlung**. Bis dahin teilen die Hofteiler*innen mit, wie viele **Ernteanteile sie brauchen und wie viel sie finanziell beitragen können**. Dieser Betrag soll nicht dem errechneten Durchschnittswert, sondern der eigenen Lebenssituation entsprechen. Wenn bis zur Versammlung die zugesagten Beiträge zur Deckung des Budgets nicht ausreichen, gibt es dort **so genannte Bieterrunden**, in denen einzelne Mitglieder ihre Beiträge erhöhen können. Es mag abenteuerlich klingen, doch mehr als zwei Runden waren bislang noch nicht notwendig, etwa die Hälfte aller Jahresversammlungen der Solawis rund um Wien benötigte gar keine. Allerdings haben wir die Logik von Menge und Preis von klein auf so gut gelernt, dass viele von uns exakt den Durchschnittswert anbieten. Im Jahr 2012 taten das bei einer Solawi etwa 50 Prozent der Hofteiler*innen, 2016 immer noch etwa ein Drittel.

Gar nicht so wenige Hofteiler*innen tragen aber keineswegs nur Geld bei. Ein Wesensmerkmal solidarischer Landwirtschaft ist auch, die Grenzen zwischen Produktion und Konsumation ein Stück weit aufzuheben, Verantwortung je nach Möglichkeit auch bei der Produktion zu übernehmen. Mitarbeit- oder Aktionstage, bei denen Hofteiler*innen mit Hand anlegen, sind gang und gäbe und bei einem signifikanten Anteil beliebt, kann man sich so doch auch haptisch und praktisch der Herstellung der eigenen Lebensmitteln annähern. In Notsituationen rücken Hofteiler*innen schon einmal kurzfristig auch bei Wind und Wetter aus. Auch in Administration und Organisation gibt es einges, was von Hofteiler*innen ehrenamtlich übernommen wird. Bei einigen Solawis kann der Beitrag für einen Ernteanteil von einigen, wenn nötig, auch ganz durch Mitarbeit geleistet werden.

Ums Geld kommen wir bei den am Hof Tätigen freilich nicht herum. Schließlich müssen sie nicht nur essen, sondern brauchen fürs Leben doch noch eine Menge mehr. Ehrenamtlichkeit ist aber auch hier einem großen Teil nicht fremd. **Im Gegenteil** führt bei ihnen die Freude und das Verantwortungsgefühl für ihr Tun nicht selten dazu, vor lauter Enthusiasmus ins Burn-out zu laufen. Und selbst ohne Burn-out muss selbstkritisch angemerkt werden, dass die mittlere Bleibedauer der in der Landwirtschaft Tätigen in einigen unserer Solawis nur ein paar wenige Jahre währt. Neben der Arbeitslast scheint die Organisationsform dabei

eine Rolle zu spielen. Bei eher traditionellen Höfen gibt es eine größere Stabilität bei den Produzierenden, allerdings mit der Gefahr einer Überlastung. Bei Vereinsstrukturen bildet sich meist ein „Stammpersonal“ heraus, um das herum aber eine recht große Fluktuation auftaucht. Daran ist wohl noch viel zu arbeiten.

4. Wer bekommt wovon wie viel?

Bei den Lebensmitteln gibt es in unserem Solawi-Umfeld im Wesentlichen zwei Modelle: Kistln und freie Entnahme. Bei den Kistln gibt es nur leichte Variationen, im Wesentlichen bekommt jede*r dieselben Lebensmittel und Mengen. Anders bei der sogenannten freien Entnahme: Ein Ernteanteil ist als die Menge, die eine erwachsene Person, die täglich kocht, braucht, sehr ungefähr definiert.

Die eine mag etwas nicht,
das der andere liebt, und umgekehrt ...
Voraussetzung ist ein Grenzwert von etwa 40
Ernteanteilen an einem Verteilort.

Jede*r Hofteiler*in nimmt also, was und wie viel sie*er braucht. Dass das tatsächlich funktioniert, verdankt sich einerseits dem „Genierer“ der Menschen in einer vergleichsweise kleinen Gruppe, andererseits dem, was in der Technik statistisches Multiplexing heißt: Die eine mag etwas nicht, das der andere liebt, und umgekehrt. Der eine ist in dieser Woche auf Urlaub, die andere hat Gäste und braucht mehr. Voraussetzung ist ein Grenzwert von etwa 40 **Ernteanteilen** an einem Verteilort als plausibler Wert. Erst bei weniger wird es mit dem statistischen Ausgleich problematisch. Eine Steuerung durch Standbetreuer*innen ist sinnvoll, wie auch ein Orientierungssystem, um den Hofteiler*innen zu kommunizieren, ob diese Woche etwas besonders wenig oder im Überfluss vorhanden ist.

Nun brauchen aber die produzierenden Mitglieder nicht nur Lebensmitteln, sondern auch Geld für ihr Auskommen. Vom prekären „so viel Geld zu bekommen, wie halt grad machbar ist“ bis hin zu Gehaltssystemen, die wie in der Marktwirtschaft nach Ausbildung und Berufserfahrung einzustufen versuchen, ist alles vertreten. Jedoch ist ein wesentlicher Grund für die Entstehung von Solawis, ein akzeptables Einkommen für die in dieser Branche traditionell sehr schlecht bezahlt Tätigen zu schaffen. Da ist doch ein bisschen was gelungen. In der in unserem Umfeld am längsten existierenden

Solawi sind z.B. die Stundenlöhne in den ersten fünf Jahren um 76 Prozent gestiegen, sodass die Gehälter z.T. wenigstens über dem Kollektivvertrag liegen.

5. Finanzierung größerer Investitionen

Laufende Anschaffungen sind in den jährlichen Budgets enthalten, große Aufwendungen damit aber in der Regel nicht zu stemmen. In der Historie „unserer“ Solawis waren dies so unterschiedliche Dinge wie Teile der Infrastruktur von Neugründungen, eine notwendig gewordene Übersiedlung einer Solawi an einen neuen Standort oder auch die Anschaffung eines neuen, leistungsfähigeren Traktors. Einen Bankkredit aufzunehmen würde außer Kosten Abhängigkeiten erzeugen, die die Eigenständigkeit wie auch den wirtschaftlich, sozial und gesellschaftlich experimentellen Charakter einer Solawi schmälern. In der Praxis haben wir **drei** Finanzierungsformen erfolgreich ausprobiert: Crowdfunding / Spenden, Privatdarlehen und Ernteanteilsvorauszahlungen.

Crowdfunding / Spenden: In **drei** Anläufen ist es gelungen, so für unterschiedliche Initiativen Geld einzusammeln. Zunächst spendeten Hofteiler*innen 2014 etwa 7.000 € für ein größeres Projekt, 2017 etwa 100 Personen 9.500 €, sowie 2020 115 Menschen etwa 17.000 €. Diese Kampagnen wurden gerade in der **social media**-Begleitung von Mal zu Mal professioneller.

Darlehen: 2014 nahm eine der Solawis etwa 55.000 € unbesichert von 10 Hofteiler*innen auf. Zugesagt wurde die Rückzahlung plus Inflationsrate. In der Praxis waren die Hofteiler*innen bereit, flexibel auf die finanziellen Möglichkeiten der Solawi zu reagieren und sowohl vorzeitige Rückzahlungen als auch Verzögerungen von Rückzahlungen zu akzeptieren.

Ernteanteilsvorauszahlungen (EAVZ): Bei EAVZ bezahlen Hofteiler*innen ihre **Ernteanteile** für ein oder mehrere Jahre im Voraus. 2014 haben 29 von ihnen knapp 91.000 € vorausbezahlt. Die große Mehrheit hat außerdem Steigerungen des Durchschnittsbeitrags in diesen Jahren mitfinanziert. 2020 haben bei einer benachbarten Solawi fünf Hofteiler*innen 12.500 € als EAVZ zur Verfügung gestellt.

Die größte Summe, die eine unserer Solawis je aufgenommen hat, benötigte eine Mischung aller **drei** Formen und belief sich auf über 150.000 € für

die Übersiedlung einer Solawi. Verbunden damit war die Zusage, die so gemeinsam finanzierten Anlagen in das Gemeinschaftseigentum einer Stiftung umzuwandeln, was mit zu einem großen Erfolg beigetragen hat.

Für die Darstellung der Wirkung der Rückzahlungen auf die Beiträge der gesamten Gemeinschaft nehmen wir wieder mit dem Beispiel von Punkt 2 an, dass wir in Summe 10.000 € im Jahr an **zehn** Hofteiler*innen zurückzahlen müssen. Im Idealfall sind durch die Investitionen unsere operativen Kosten um 3.000 € gefallen. Für die 100 **Ernteanteile** benötigen wir demnach also in Summe nicht mehr 100.000 €, sondern nur noch 97.000 €. Allerdings leisten **zehn** Hofteiler*innen dieses Jahr keinen Beitrag (sie haben ja entweder schon vorausbezahlt oder bekommen ihren Beitrag als Darlehensrückzahlung verrechnet). Die anderen 90 Hofteiler*innen müssen nun die gesamten Produktionskosten von 97.000 € leisten. Ihr Durchschnitt steigt also von 1.000 € auf 1078 € an, die individuellen Beiträge bleiben jedoch selbst eingeschätzt. Auf diese Weise werden die EAVZ auf alle Hofteiler*innen umgelegt.

6. Wie ist das mit dem Eigentum?

Aus der Zusage von 2014, mit den Spenden, Darlehen und EAVZ Gemeinschaftseigentum zu schaffen, entstand schließlich aus unseren als Vereinen organisierten Solawis heraus die gemeinnützige „**Munus-Stiftung. Boden für gutes Leben**“, die aktuell das Eigentum am Grund und Boden zweier Solawis hält, in einem Falle auch am Betriebsgebäude. Durch das spezielle Konstrukt der **Stiftung** und ihres Statuts ist dieses Eigentum und jedes künftige, das in sie eingebracht wird, damit (für die Dauer der Rechtsordnung) dem Markt entzogen und muss für definierte ökologisch-nachhaltige, solidarische und die Selbstbestimmung von Menschen fördernde, emanzipatorische Zwecke verwendet werden. Das wird möglich, da Stiftungen keine*n Eigentümer*in, sondern einen (in Grenzen) frei definierbaren Zweck haben. Die Führung und Verwaltung der Munus-Stiftung liegt in der Hand der Initiativen, die mit dem Stiftungsgut arbeiten und zur Kooperation im Sinn der Stiftungszwecke verpflichtet sind. Sie stellen den Aufsichtsrat, der den Vorstand bestellt und kontrolliert. (Zu)Stifter können auf Lebenszeit, wenn sie dies wünschen, im Aufsichtsrat mitarbeiten. Die Stiftungsgüter selbst sind durch ihre Unveräußerlichkeit und die Selbstverwaltung durch die Nutzer ein Commons, eine Allmende.

Die zweite Form ist Gemeinschaftseigentum an Produktionsmitteln, vor allem Maschinen, Werkzeugen, Folientunnels usw., die im Besitz der als Verein organisierten Solawis stehen. Diesem gehören sowohl die Produzierenden als auch die Hofteiler*innen an. Der geringeren Absicherung gegenüber einer Privatisierung steht ein höheres Maß an Flexibilität gegenüber, da über dieses Eigentum lokal und unabhängig verfügt werden kann. Diese Teilung des Eigentums hat sich schrittweise und pragmatisch herausgebildet.

Die Stiftung selbst ist über Solawis hinaus angelegt. Sie ist ein Werkzeug zur Absicherung von Commons für ökologische und solidarisch-emanzipatorische Projekte. Aktuell wurde z.B. eine Eigentumswohnung zugestiftet, die für soziale Zwecke genutzt wird, und es gibt eine Reihe von fortgeschrittenen Gesprächen über Zustiftungen mit einer Vielzahl von Hintergründen: Landwirtschaftlich, kulturell, Schutz von Grünland vor Bebauung, Wohnprojekte und noch einiges mehr. In der konkreten Umsetzung gibt es auch Mischformen wie der Kauf eines Ackers, der von einer Solawi genutzt wird. Dafür hat die Stiftung etwa 11.000 € an Spenden von den Hofteiler*innen erhalten und diesen Acker gemeinsam mit sieben weiteren Hofteiler*innen gekauft. Sie besitzt nur einen kleinen Anteil am Acker, die privaten Eigentümer haben aber ihre Anteile langfristig der Stiftung verpachtet, damit diese für die Weiterverpachtung an in ihrem Sinn agierende Projekte sorgen kann.

7. Kooperation, Wachstum und die Sache mit der Konkurrenz

Geradlinig ist nichts, es gibt Konflikte und Probleme, die manchmal besser und manchmal schlechter lösbar sind. Immerhin sind aus der ersten österreichischen Solawi, die vor 10 Jahren gegründet wurde und etwa 150 Ernteanteile produziert, unmittelbar zwei weitere Solawis, mit in Summe etwa 500 Ernteanteilen, eine Stiftung und ein kleines Solawi-Netzwerk entstanden – und über vierzig weitere Solawis, die von uns und von denen wir gelernt haben.

Damit entsteht jedoch zugleich das Risiko von Konkurrenz, im schlimmsten Fall ein „Preiskampf“ über die Höhe des Durchschnittswerts. Umso wichtiger sind Schritte der Kooperation. Von uns praktizierte sind Komplementarität in der Produktion (z.B. Gemüse hier, Eier, Getreide, Pilze, Verarbeitetes dort) und Aufteilung der Lieferwegen. Auch der

Umgang mit Überschüssen gehört hierher: Sie werden einander angeboten, eventuell kostenfrei, teilweise per Tausch, gelegentlich auch geldvermittelt. Wenn die Komplementarität es zulässt oder die eigene Solawi bereits alle Ernteanteile vergeben hat, werden Interessenten weitervermittelt. All das passiert nicht nur direkt zwischen einzelnen Solawis, sondern auch im losen Netzwerk der Solawis rund um Wien.

Überschaubare Größe und persönliche Beziehungen sind eine Voraussetzung für das Gelingen des Modells.

Es ist wichtig kleinteilig zu bleiben – Solawis sollen nicht größer werden, sondern mehr.

In der täglichen Sorge um den laufenden Betrieb tritt das große gemeinsame Ganze manchmal in den Hintergrund. Doch auch hier ist Kooperation möglich. Texte und Hinweise, die über den Teller der eigenen Tagesarbeit hinausgehen, unsere Vorstellungen erklären und über die Notwendigkeit solidarischer Landwirtschaft aufklären, werden geteilt, scheinen auf der Seite des Solawi-Netzwerks wie auch auf einzelnen Solawi-Seiten auf.

Eine weitere Form der Kooperation ergibt sich aus der Natur unseres Ansatzes: Zentrale Teile der hier beschriebenen Prozesse, wie etwa freie Entnahme oder Selbsteinschätzung der Beiträge werden erst durch den direkten Bezug der Menschen zueinander ermöglicht und stabil. Das zu betonen ist wichtig, denn die Versuchung liegt nahe, höheren Geldbedarf durch effizientere Produktion größerer Mengen, und damit die Erhöhung der Anzahl der produzierten Ernteanteile zu kompensieren. Dadurch werden aber die Hofteiler*innen zueinander anonym(er) und die Kooperation innerhalb der Solawi, die Grundlage der hier ausgeführten Gedanken, fällt in dieser Anonymität eben wieder leichter vom Persönlichen ins Geldvermittelte zurück.

Überschaubare Größe und persönliche Beziehungen sind eine Voraussetzung für das Gelingen des Modells. Es ist wichtig kleinteilig zu bleiben – Solawis sollen nicht größer werden, sondern mehr. Wie groß ist groß genug? Das ist keine exakte Wissenschaft und variiert mit anderen Faktoren der Solawis, wie beispielsweise ihren organisatorischen Strukturen, aber etwa 100 bis 150 Ernteanteile scheinen ein brauchbarer Richtwert zu sein. Die Bereitschaft, neu Beginnenden zu helfen ist

daher eine weitere Form der gelebten Kooperation. So kommen regelmäßig Menschen zu unseren Solawis, die Praktika machen, um ihre eigene Solawi zu gründen oder einfach nur, um im Austausch dazu zu lernen. Um es aber klar zu sagen: Die strukturierte Zusammenarbeit zwischen den Solawis ist momentan eine Schwach- bzw. Baustelle unseres kleinen Biotops. Hier experimentieren und probieren wir kontinuierlich.

8. Zusammenspiel von Produzierenden und Hofteiler*innen

Ein gutes Zusammenspiel von Produzierenden und Hofteiler*innen ist eine kaum zu überschätzende Voraussetzung für ein gutes Gelingen. Die passende Balance zu finden und zu halten ist hingegen alles andere als trivial. Die Hofteiler*innen sind in großer Überzahl. Ihr Engagement, ihre Motivation und wieviel Zeit sie einbringen wollen und können, schwankt stark. Man könnte von Zwiebel-schalen sprechen: Ganz außen sind jene, die ihre Lebensmittel aus regionaler, biologischer Quelle ohne Ausbeutung der Produzierenden haben und über ihren finanziellen Beitrag nicht hinausgehen können oder wollen. Auf der nächsten Ebene sind jene, die zumindest gelegentlich Veranstaltungen ihrer Solawis besuchen, Saisonfeste, Jahresversammlungen oder andere. Stärker verbunden sind Menschen, die z.B. bei Treffen mitgestalten, die Verteilung der Lebensmittel betreuen oder bei Organisation und Ablauf der Feste helfen. Schließlich gibt es den engsten Kern der Hofteiler*innen, die Verantwortung übernehmen, sich um die Mitgliederbetreuung, die Finanzen, die Öffentlichkeitsarbeit und mehr kümmern und aktiv die Geschicke ihrer Solawi mitgestalten.

Die Produzierenden befinden sich in diesem Modell im Innersten. Sie stehen viele Stunden am Feld oder tun anderes, was nötig ist, um unser aller Lebensmittel zu produzieren. Deutliche Unterschiede gibt es jedoch auch. Sie reichen von Menschen, für die es einfach „ein Job“ ist, bis zu solchen, die ihre Solawi aus tiefer Überzeugung mitgestalten. Allerdings finden sich bei den Produzierenden gelegentlich auch Menschen, die mit dem Prinzip der Solawis nicht viel anfangen können, für die aber die Solawi dennoch ein vergleichsweise angenehmer Arbeitsplatz in der Landwirtschaft ist. Dass derartige Haltungen zu größeren Konflikten führen, liegt nahe.

Bei Hofteiler*innen führt Desinteresse zur Passivität, bei inhaltlichen Differenzen verlängert man schlicht die Mitgliedschaft nicht. Bei den Produzierenden liegt die Schwelle, die Solawi zu verlassen, höher, weil eins sich eine neue Arbeitsstelle suchen muss.

Durch die gemeinsame Arbeit entsteht bei den Produzierenden eine eigene Gruppendynamik, die die Hofteiler*innen nicht notwendigerweise miteinschließt. Diese kann unter widrigen Umständen, im schlimmsten Fall verstärkt durch andere Zielsetzungen einzelner Beteiligter, dazu führen, dass ein „Wir“ (Produzierende) gegen „die“ (Hofteiler*innen) entsteht. Hier ist große Aufmerksamkeit gefordert und in der Praxis nicht immer leicht sicherzustellen. Auch hier lauert die „Tauschgegnerschaft“, in die das Leben in der Geldwirtschaft eingebettet ist. Sie drängt Hofteiler*innen wenig zahlen und die Produzierenden viel verdienen zu „wollen“. Diesem Dilemma gegenüber gilt es, die gemeinsame Versorgung aller Beteiligten in den Mittelpunkt zu stellen, um mental aus dem Korsett der geldvermittelten Beziehungen zwischen uns Menschen auszubrechen. Die symbiotische Zusammenarbeit zwischen Produzierenden und Hofteiler*innen und die vielfältigen Beiträge beider innerhalb einer Solawi sind etwas Neues, über den marktwirtschaftlichen Zusammenhang Hinausgehendes. Wir übernehmen gemeinsam Verantwortung dafür, das elementarste unserer Bedürfnisse, Nahrung, solidarisch zu stillen. Die Entstehungsgeschichte einer Solawi dürfte Einfluss auf das Entstehen der Konflikte haben: Wurde sie bereits als Solawi gegründet, so ist die Wahrscheinlichkeit für Konflikte geringer. Entstand sie beispielsweise aus einem traditionellen Bauernhof oder einer Gärtnerei, wirkt diese Geschichte nach und birgt Konfliktpotential, das noch mehr Achtsamkeit benötigt. Gänzlich auflösbar ist dieses Dilemma innerhalb der Geldwirtschaft aber nicht. In vielerlei Hinsicht sind wir in unserem Denken und Fühlen noch in der alten Welt gefangen, während wir die neue bereits probieren.

9. Auf der Suche nach Antworten

Es bleiben also noch viele Fragen. Auf der Suche nach Antworten experimentieren wir:

9.1 Das Einkommen der Produzierenden

Wie viel Zeit für wie viel Geld? – Die schon mehrfach erwähnte „Tauschgegnerschaft“ in der Geldwirtschaft. Wem da Solawi ein Herzensanliegen ist, hat schlechte Karten in einer solchen Gegner-

schaft. Selbstaussbeutung liegt da nahe. Und die Einkommen aus der Landwirtschaft sind für selbständige Kleinbauern und in dieser Branche Angestellte schon miserabel genug.

In einer unserer Solawis versuchen wir diese Fragen aufzubrechen, in dem wir das Prinzip, das für die Beiträge wie auch die Lebensmittelmengen der Hofteiler*innen gilt, in einem nicht geringen Sprung auf die Produzierenden ausdehnen: Was brauche ich? Und was kann ich beitragen? Nur eben hier nicht mehr „nur“ auf finanzielle Beiträge und Lebensmittelmengen bezogen, sondern auch auf Gehälter und Arbeitsstunden.

Die Antworten auf diese Fragen gehen natürlich individuell weit auseinander. Der Produzierende, dessen Frau mit den beiden Kindern in Karenz ist, wird mehr benötigen als die alleinstehende Kollegin, die sich aus ihrem Garten noch dazu mit Freude teilweise selbst versorgt. Umgekehrt fragt sich: Wieviel kann ich in welcher Form zeitlich beitragen, ohne mich zu überlasten oder gar in Richtung Burn-out zu taumeln? Wie kann ich arbeiten, ohne Stunden zu zählen oder mich verpflichtet zu fühlen, genauso schnell und viel zu arbeiten wie die Person mit der meisten Energie?

Wenn diese Fragen offen angesprochen werden können, was hierzulande auch das Brechen eines Tabus, nämlich des Sprechens über das jeweilige Einkommen beinhaltet, so wird das auch eine Frage des Miteinanders mit den Hofteiler*innen: Was ist leistbar, finanziell und mit unserer Arbeitszeit? Wie sieht der gemeinsame Weg aus? Braucht es mehr Geld, mehr ehrenamtliche Mitarbeit?

Den Fokus auf Bedürfnisse und Möglichkeiten statt auf Preis pro Menge auf alle handelnden Personen auszudehnen, könnte Produzierende und Hofteiler*innen näher zusammenbringen, denn dieser Fokus gibt nun eine gemeinsame Klammer anstatt in Form des Geldes trennend aufzutreten. Die gemeinsamen Fragen sind nun: Was brauche ich? Und was kann ich beitragen? Im Idealfall können daraus neue Formen von materiellem und persönlichem Austausch und gegenseitiger Hilfe entstehen, aber das muss sich erst noch zeigen.

Hier geht es jedenfalls ans Eingemachte. Wir sind wert, was wir bezahlt bekommen. Das ist es, was wir gelernt haben. Das zu durchbrechen ist außerordentlich schwierig, braucht viel Vorsicht, gegenseitige Rücksichtnahme und Achtsamkeit. Wir probieren es: Flexibel und regelmäßig gemeinsam auf die eigenen Bedürfnisse zu schauen und die Einkommen diesen durchaus auch monatlich anzupassen. Gelingt uns das? Wir werden sehen.

9.2 Gemeinsame Entscheidungen

Die Entscheidungsstrukturen unserer Solawis sind höchst unterschiedlich. Sie reichen von Hofteiler*innentreffen, die die selbständigen Produzierenden beraten, bis hin zu Strukturen, in denen die Hofteiler*innen und die Produzierenden im gemeinsamen Vereinsvorstand einander nicht überstimmen können. Beides hat den Nachteil, Schwellen für das Engagement von Hofteiler*innen aufzubauen, die sich (zunächst) weniger beteiligen (können). Ein Modell zur Lösung sind vor- oder untergeordnete Arbeitskreise, die Themen selbstständig bearbeiten, beschließen und/oder umsetzen. Diese Themen sind meist nicht unmittelbar produktionsbezogen, wie z.B. das Suchen nach neuen Hofteiler*innen, die Organisation von Festen oder auch die Organisation der Verteilung.

Die gemeinsamen Fragen sind nun:
Was brauche ich? Und was kann ich beitragen?

Ein weiterer, neuerer Versuch ist, die Entscheidungstreffen aller Belange, also inklusive grundlegender Produktionsthemen prinzipiell für die Hofteiler*innen zu öffnen und diese zur Mitgestaltung und Mitentscheidung einzuladen. Das bedeutet zwar einen höheren Zeitaufwand, da Themen länger eingeführt und erklärt werden müssen, bietet aber möglicherweise mehr Anziehungskraft, um die Beteiligung durch die Hofteiler*innen auf eine breitest mögliche Basis zu stellen. Wie gut dieser Zugang umsetzbar ist, hängt einmal mehr mit der Größe der Solawi zusammen – je größer diese wird, desto schwieriger wird es, alle Entscheidungsforen zu öffnen. Machbar ist es aber allemal.

9.3 Partizipative Garantiesysteme

Einige unserer Solawis sind Mitglieder bei externen Zertifizierungsgremien, konkret beim Demeter Verband und / oder bei Bio Austria. Diese Mitgliedschaften sind mit Kontrollen durch diese Organisationen verbunden, woraus die Idee geboren wurde, sich von diesen Prozessen zu entkoppeln und einen Weg zu finden, eine Form der Zertifizierung von und durch die Hofteiler*innen zu schaffen, für die schließlich produziert wird. In Umsetzung ist ähnlich wie bei einer Rechnungsprüfung, freiwillige Hofteiler*innen zu finden, die mehrmals im Jahr gemeinsam mit den Produzierenden auf den Hof kommen und die Produktion wie auch die Verwaltung nach sozialen, ökologischen und solidarökonomischen Kriterien über-

prüfen. Als Ausgangspunkt ist ein Prüfungsdokument auf Basis der Statuten der Solawi in Zusammenarbeit mit Expert*innen für Solidarökonomie und ökologischem Landwirtschaften angedacht, das auf Basis der Prüfungsergebnisse und Erfahrungen schrittweise verbessert wird. Die Erwartung ist, dass durch einen solchen Prozess zum einen weitere Hofteiler*innen enger an das Projekt gebunden werden, vor allem aber, dass anhand des Prüfberichts bei der Jahresversammlung und des daraus sich ergebenden, sich jährlich wiederholenden Prozesses eine lebendige Diskussion über die ideellen Ziele der Solawis und deren Umsetzung angestoßen und in Gang gehalten werden kann.

9.4 Communitys beleben

Aktuell funktioniert die Kommunikation bei den meisten unserer Solawis vom Zentrum zu den Hofteiler*innen in Form von Informationen oder auch Aufrufen. Das ist für die meisten Anliegen so notwendig wie sinnvoll, wünschenswert sind aber auch dezentrale Möglichkeiten der Kommunikation

und des Austauschs. Angedachte Beispiele sind gemeinsame Stammtische, Tausch- und Schenkbörsen für Lebensmittel und nützliche Dinge des täglichen Gebrauchs. Ziel ist eine lebendige, egalitäre und niederschwellige Interaktion aller Mitglieder, bewusst über den Lebensmittelbezug hinaus.

9.5 Kooperationen über den Kreis der Solawis hinaus

Über die Zusammenarbeit der Solawis untereinander hinaus gibt es eine Reihe von Kooperationen mit marktwirtschaftlich agierenden Bio-Landwirtschaften. Neben dem Schema von Kauf und Verkauf entstehen hier Versuche, diese Kooperationen auf eine solidarwirtschaftliche Basis zu stellen. Vereinfacht gesagt übernimmt die Solawi einen Prozentsatz der Produktionskosten (nicht des Marktwertes!), also aller Kosten inklusive der Lebenshaltungskosten des Partners und bekommt dafür eben diesen Anteil an der Ernte. Genauso wie bei der eigenen Produktion übernimmt die Solawi – hier anteilig – das Ausfallrisiko bzw. die Vorteile einer guten Ernte.

Context XXI W3-Kooperative Digitales Archiv

Aktuell verfügbar: ca. 4.600 Beiträge von ca. 1.260 AutorInnen. Mehr als 17.000 Beiträge sind bereits indiziert und sollen im Volltext verfügbar gemacht werden!

Wir wollen den Zyklen des Vergessens und Neugründens sowie der gegenseitigen Ignoranz möglichst kräftig entgegenwirken. Was braucht es dafür? Richtig: Euch, Euer Interesse, Eure Unterstützung und Eure Teilnahme!



Werdet und werbet fördernde Mitglieder!

<http://contextxxi.org/>

Voraussetzung für ein derartiges Vorgehen ist Kostentransparenz des Partners der Solawi gegenüber, das Vertrauen der Solawi in diese Zahlen und ein gemeinsamer Modus der Überprüfung. Wie sich solche Kooperationen auswirken, ob damit ein marktwirtschaftlich wirtschaftender Betrieb mit der Solawi-Idee angesteckt wird oder ob das Modell negative Rückkopplungen auf die Solawis hat, wird genau zu beobachten sein.

10. Zusammenfassung und Ausblick

Das marktwirtschaftliche Konzept von Preis pro Menge wird an beiden Enden der Gleichung aufgeweicht, zum Teil sogar aufgegeben. Das Kilogramm Erdäpfel „kostet“ für jede*n unterschiedlich, je nachdem was sie und er eben beitragen kann. Und auch das Kilogramm ist kein Kilogramm mehr, sondern jene Menge, die Menschen aktuell brauchen und die das Land uns gibt. Versuchsweise findet dieser Paradigmenwechsel selbst bei den Arbeitsstunden und Einkommen der Produzierenden statt.

Jede*r trägt bei, was er kann und jede bekommt, was sie braucht – dieses Utopia schwimmt in einem Ozean namens Marktwirtschaft und ist durch die monetären Zwänge wie auch unsere tief eingelernten und selten hinterfragten „Selbstverständlichkeiten“ beschränkt. Wo immer es aber gelingt, gemeinschaftlich Schritte in diese „utopische“ Richtung zu gehen und zugleich einen achtsamen und nachhaltigen Umgang mit der Natur ins Zentrum der Wirtschaftsweise zu stellen, kann Neues keimen, können unsere Projekte sich vermehren, Produzierende mit Hofteiler*innen sich verbinden. Die in den letzten zehn Jahren über vierzig neu entstandenen Initiativen haben unterschiedliche Schwerpunkte, mehr oder weniger ausgeprägte emanzipatorische Ansätze, verschiedene Größen und Erfahrungen. Gebraucht werden allerdings tausende miteinander kooperierende Gruppen, um eine Richtungsänderung in der Produktionsweise von Lebensmitteln zu etablieren und nicht zuletzt in unseren Köpfen durch- und umzusetzen.

Um die Grundlage dieser Bewegung abzusichern, ist es notwendig, die materielle Basis, vor allem den Boden der Solawis, der marktwirtschaftlichen Verwertung permanent zu entziehen und ihn für diese neue Art des Wirtschaftens zweckzuwidmen. Die erwähnte Munus-Stiftung kann dafür als Werkzeug dienen, aber wer weiß, vielleicht wird es weitere, zusätzliche kreative Umsetzungen für dieses Ziel geben. Wesentlich ist die Wiedererrichtung von Commons, von Allmenden, von Gütern also, die gemeinschaftlich von den Menschen verwaltet werden, die sie auch nutzen.

Wichtig wird es auch sein, Wege zu finden, die hier erwähnten Prinzipien und Erfahrungen auch auf andere Produktions- und Verteilungszweige auszudehnen. In der Wohnungsfrage sind das Mietshäuser-Syndikat in Deutschland und Habitat in Österreich auf einem vielversprechenden Weg, doch viel mehr ist nötig. Sollte es gelingen, zusätzlich zum Wachstum der solidarischen Landwirtschaft weitere Keimzellen in anderen Produktionsbereichen zu etablieren, könnten neue Synergien eines nicht monetären, sondern bedürfnisorientierten Austauschs zwischen diesen Wirtschaftszweigen gefunden werden. So können wir Schritt für Schritt, kleinteilig und regional und hoffentlich immer schneller durch Experimentieren, Lernen und Umsetzen die immensen Schäden, die auf unserem Planeten bereits angerichtet wurden, nicht nur korrigieren, sondern ökologisch, ökonomisch und sozial ins Positive wenden.

Für gutes Essen für alle.
Für ein gutes Leben für alle und alles.

LORENZ H. GLATZ ist
gelernter Physiker und war Manager
in der Telekommunikationsbranche

„In der Sphäre der Agrikultur wirkt die große Industrie insofern am revolutionärsten, als sie das Bollwerk der alten Gesellschaft vernichtet, den ‚Bauer‘, und ihm den Lohnarbeiter unterschiebt. (...) Mit dem stets wachsenden Übergewicht der städtischen Bevölkerung, die sie in großen Zentren zusammenhäuft, häuft die kapitalistische Produktion einerseits die geschichtliche Bewegungskraft der Gesellschaft, stört sie andererseits den Stoffwechsel zwischen Mensch und Erde, d.h. die Rückkehr der vom Menschen in der Form von Nahrungs- und Kleidungsmiteln vernutzten Bodenbestandteile zum Boden, also die ewige Naturbedingung dauernder Bodenfruchtbarkeit.

Sie zerstört damit zugleich die physische Gesundheit der Stadtarbeiter und das geistige Leben der Landarbeiter. Aber sie zwingt zugleich durch die Zerstörung der bloß naturwüchsig entstandenen Umstände jenes Stoffwechsels, ihn systematisch als regelndes Gesetz der gesellschaftlichen Produktion und in einer der vollen menschlichen Entwicklung adäquaten Form herzustellen. (...)

Wie in der städtischen Industrie wird in der modernen Agrikultur die gesteigerte Produktivkraft und größere Flüssigmachung der Arbeit erkaufte durch Verwüstung und Versiechung der Arbeitskraft selbst. Und jeder Fortschritt der kapitalistischen Agrikultur ist nicht nur ein Fortschritt in der Kunst, den Arbeiter, sondern zugleich in der Kunst, den Boden zu berauben, jeder Fortschritt in Steigerung seiner Fruchtbarkeit für eine gegebene Zeitfrist ist zugleich ein Fortschritt im Ruin der dauernden Quellen dieser Fruchtbarkeit. Je mehr ein Land, wie die Vereinigten Staaten von Nordamerika z.B. von der großen Industrie als dem Hintergrund seiner Entwicklung ausgeht, desto rascher dieser Zerstörungsprozeß. Die kapitalistische Produktion entwickelt daher nur die Technik und Kombination des gesellschaftlichen Produktionsprozesses, indem sie zugleich die Springquellen alles Reichtums untergräbt:

die Erde und den Arbeiter.“

(Karl Marx, Kapital I, MEW 23, 528ff)

Streifzüge - TRANSpensing

Unser Projekt ist Denktank und Werkbank, beides bedarf infrastruktureller Ausstattung und somit regelmäßiger Fütterung. Kleine Gaben in Form von Daueraufträgen ab 10 Euro im Monat (oder im Vierteljahr, im Halbjahr, oder jährlich) helfen uns weiter.

Infos unter www.streifzuege.org/trans-trafo-abo

Ohne euch geht es nicht!

Franz Schandl

Bedrückend und Beglückend

Destillate agrarisch geprägter Reminiszenzen

„Nix urassen! Nur nix urassen!“

Bauer wollte ich nie werden. Nie.

Zu mühsam erschien mir die Plackerei am Hof meiner Großeltern mütterlicherseits. Die agrarische Existenz im Waldviertler Dorf stand ganz im Zeichen der heiligen Allianz von ora et labora. Es war stets harte Arbeit, verbunden mit einem blinden Glauben an den christlichen Gott und seine katholische Kirche. Und ich war dagegen, obwohl ich noch gar nicht wusste, warum. Die Zustände dort habe ich als bedrückend empfunden, schon als Kind. Die Scholle hatte keine Fenster zur Welt, höchstens ein Guckerl. Wir schreiben so ungefähr das Jahr 1970. Ich kam gerade aufs Gymnasium.

Schlagen statt streicheln

Viele Kinder leisteten bereits in jungen Jahren Schwerarbeit, hatten kaum Freizeit, kamen in der Schule nicht mit, begannen früh zu trinken. Das waren die unseligen Jahre, als Motorisierung und Alkoholisierung am flachen Land noch unglücksträchtig synchron liefen. Der Alkohol spielte überhaupt eine böse Rolle. Einerseits verständliche Flucht, verstärkte er andererseits diverse Übel. Zucht und Strenge, Volkspartei und Katholizismus offenbarten eine stickige Welt. Sie dominierten das bäuerliche Milieu in absolutistischer Manier. Hinter den Kulissen gestalteten sich die Verhältnisse unheimlich verlogen und äußerst brutal. Wenn der Alte angesoffen war, war für Frau und Kinder oft Feuer auf dem Dach. Ich bin in einer Gegend aufgewachsen, wo mehr geschlagen als gestreichelt wurde.

Ich hingegen hatte Glück. Nie bin ich in die Kirche gezwungen worden. Weder beichten noch ministrieren habe ich müssen. Kein Sonntag wurde mir gestohlen. Denn groß geworden bin ich bei meinen Eltern und meinen Großeltern väterlicherseits, ei-

nem toleranten Arbeiterhaushalt. Dieses Privileg habe ich früh wahrgenommen und auch weidlich genossen. Ich war ein behütetes, ob seiner asthmatischen Anfälle fast verhätscheltes Kind. In der Landwirtschaft war ich nur, wenn auch häufig, als Besucher zugegen. Meine Welt war das nicht.

Mein Vater galt, weil Arbeiter, Sozialist und Betriebsrat, den schwarzen Verwandten als „roter Teufel“, so die Urgroßmutter im Originalton. Nicht nur deswegen war die Beziehung meiner Eltern zur Familie meiner Mutter nie friktionsfrei. Meine Mutter hat jedenfalls ihre Flucht von der Scholle in die Fabrik als Befreiung empfunden, wenngleich ihre späteren Leiden nicht von der Akkordarbeit der Textilarbeiterin zu trennen gewesen sind. Aber das wäre eine andere durchaus spannende Geschichte.

Am Hof

Am besagten Hof gab es ungefähr acht Kühe, sie alle hatten einen Namen und wurden viele Jahre von meiner Großmutter täglich zweimal händisch gemolken. Eine Zeitlang gab es sogar einen Stier, Schweine sowieso, auch Gänse und selbstverständlich Hühner. Man erntete Roggen, Weizen, Gerste, Hafer, Kartoffeln, Rüben, Äpfel, Birnen, diverses Obst und Gemüse etc. Der Hof versorgte sich zum Großteil selbst. Man war sozusagen breit aufgestellt. Aber um das zu bewerkstelligen, musste man rund um die Uhr arbeiten. Eine meiner Tanten ging um 5 Uhr in den Stall, setzte sich dann um 6 Uhr an die Nähmaschine meiner Mutter, um sich ein Taschengeld zu verdienen. Das Einschalten der Maschine wirkte einige Jahre auf mich wie ein Wecker. Meine Tanten waren, wie meine Mutter zuvor, Mägde ohne Salär. Eigenes Geld gab es für Angehörige am Bauernhof nicht. Wenn man

etwas Außertourliches brauchte oder gar wollte (z.B. einen Mantel oder Schuhe) musste man zum Familienoberhaupt bitten gehen, das meist ebenfalls wenig Geld hatte. Das war auch mit ein Grund, warum der Wechsel in die Lohnarbeit, d.h. in die Fabrik, sehr attraktiv gewesen ist.

Zu essen gab es aber reichlich. Schweinefleisch gab es sogar im Überfluss, geschätzte zehn Mal die Woche. Das war ein Luxus, den sich die Bauern da gönnten. Gar manchen hat das nicht gutgetan. Dicke Kinder, einst die Ausnahme, wurden häufiger. Gegessen wurde, was auf den Tisch kommt, so der Tenor. Heikel sein war verpönt. Ich, das dürre, asthmatische Kind, war sehr heikel.

Des Abends, sie hatten noch keinen Fernseher, saßen sie lesend in der Küche. Karl May stand hoch im Kurs. Das interessierte mich zwar weniger, dafür aber die Comics meines Onkels. Mit diesem keine fünf Jahre älteren Verwandten zog ich durch die Gegend. Winnetou, d.h. Lex Barker und Pierre Brice, standen frisch auf dem Spielplan der Kinos, was aber auch hieß, dass man vereinzelt ganz reell und nicht nur virtuell an den Marterpfahl gebunden wurde und die Bastonade bekam.

Der Bauer, mein Großvater, war für mich immer ein alter Mann. Noch heute denke ich zurück an die Szene, als er die schweren Getreidesäcke in den

Dachboden gehoben hat. Er war ungefähr so alt wie ich jetzt bin, also sechzig. Ganz fix und fertig sah er an diesem heißen Augusttag aus. Marod wirkte er. Der Dreck ist ihm nur so runtergeronnen. Ich habe ihn nie entspannt erlebt, auch finanziell stand es nicht gut. Wenn jemand unnötig das Licht hat brennen lassen, wurde er krawutisch. „Licht sparen, hat der Kaiser gesagt“, war eine häufige Redewendung. Nix urassen! Nur nix urassen! Mit dreiundsechzig ist er an einem Herzinfarkt verstorben, eine Rente hat er nie erlebt. Auch auf Urlaub oder Sommerfrische ist er nie gewesen, nur im Krieg. Meine Großmutter, die Kleinhäuslertochter, musste er heiraten, weil sie ein Kind von ihm hatte. Das war meine Mutter.

Rum und Roderer

Beim Erdäpfelgraben diente uns ausschließlich ein Roderer. Hochdeutsch nennt man ihn Roder, aber das weiß ich erst, seit ich nachgeschaut habe. Weil er bisher so hieß, heißt er auch weiter so. Der Roderer beförderte die Früchte zwar aus dem Boden, sammelte sie aber nicht gleich selbst ein, sondern schleuderte sie nicht unweit aufs Feld. Die Erdäpfel waren also aufzuklauben. Die Ernte verlief noch weitgehend händisch und war ob des ständigen Bückens ziemlich mühsam. In Zweierreihe ging es ans Werk. Beim Einsammeln der Kartoffeln denke ich noch an meine betagten Urgroßeltern, die ebenfalls als Hilfspersonal zum erweiterten Inventar des Hofes zählten. Mein Lieblingspartner war der Urgroßvater. Vom Arbeitstempo her waren wir gleichauf. Ich eher faul, aber jung, er eher fleißig, aber alt. Mit den Großeltern und den Tanten hätte ich nie mithalten können. Die hatten den Sack schon voll, während ich gerade einmal meinen Korb gefüllt hatte. Außerdem gab es viele Sorten Erdäpfel, nicht wie später nur mehr speckig-mehlige Universalkartoffeln.

Zwischenzeitlich saßen wir auf dem Wagen, blickten über Äcker und Wiesen, genossen die spätsommerliche Landschaft, den Geruch des glosenden Erdäpfelkrauts, das wir verbrannten, oder wir warfen Erdäpfel ins Feuer, um sie zu braten. Die schmeckten natürlich ganz ausgezeichnet. Es gab stets eine deftige Jause und vor allem auch, was es zu Hause bei den Eltern nie gegeben hat: Russischen Tee, versetzt mit etwas Rum, zumindest bilde ich mir das ein. Schwarztee mit Rum trinke ich heute noch gelegentlich. Der Urgroßvater hat ihn ungefähr halbe-halbe getrunken. Den stillen, kleinen Mann mit seinem Blechhäferl sehe ich noch immer vor mir. Dem Schnaps war er



Felix Klopotek

Rätekommunismus

Geschichte und Theorie

Reihe: theorie.org, 240 Seiten, 12 EUR

ISBN 978-3-89657-674-3

Rätekommunisten galten als «Anarcho-Marxisten» und gleichzeitig als orthodoxe Vertreter eines reinen Marxismus. Aus diesem Zwiespalt erwuchs die Kritik an dieser Strömung: sektiererisch, utopistisch, blind gegenüber den Formveränderungen des Kapitalismus.

Felix Klopotek zeigt, dass weder zur Legendenbildung Anlass besteht noch die pauschale Kritik die Fakten auf ihrer Seite hat. Er schlägt eine systematische Aneignung der «rätekommunistischen Erfahrung» vor, die sich als erstaunlich aktuell erweist: Der entfaltete

Rätekommunismus ist die Kritik des Kapitalismus als totalitäres System, das die Organisationen der Arbeiterbewegung in Agenturen der Konterrevolution verwandelt hat.

«Das lange Warten hat sich gelohnt, denn der Band führt plausibel und erkenntnisgewinnend vor Augen, was der Rätekommunismus war und worin auch für heutige linke Zusammenhänge die Relevanz dieser Art des Denkens und der politisch-gesellschaftlichen Analyse liegt.»

Sebastian Klauke auf www.rosalux.de



schmetterling verlag

nicht abgeneigt. Meine Bar würde ihm sicher große Freude bereiten, seine Wangen von sattem Rot in tiefes Purpur verwandeln.

Die Urgroßmutter, die mir andauernd Zuckerl versteckte und so unweigerlich meine Karies beschleunigte, vergönnte mir auch den einen oder anderen Spritzer Alkohol im Tee. Sie war da so raffiniert, dass weder meine Großmutter noch meine Mutter Kenntnis davon hatten. Aber vielleicht bilde ich mir das alles auch nur ein, die Geschichte, dass der Urgroßvater und ich selig von meiner Urgroßmutter in den Rausch geschickt wurden. Zehn war ich da übrigens noch nicht, eher sechs, also sagen wir acht. Beim Schreiben dieser Zeilen fällt mir einmal mehr auf, wie Erlebnis und Geschichte, Erzählung und Erinnerung auseinanderzuhalten wären, und doch ineinander verschwimmen und wohl auch gegeneinandergeraten.

Fortschritt als Abgesang

Der rasche Einzug der Geräte begann Ende der Sechziger und es war ein kräftiger Schub: Aus dem Leiterwagen wurde ein Ladewagen, auch das Heu wurde durch ein Gebläse in den Dachboden befördert, daneben veränderten Wasserklosett, Waschmaschine, Kühlschrank, Fernseher und Telefon auch den bäuerlichen Haushalt fundamental. Der Fortschritt war freilich gleichbedeutend mit dem Ende. Einige Jahre nach dem Tod meines Großvaters wurde auch die Landwirtschaft aufgegeben. Da waren die Verwandten meiner Mutter aber nicht die Ausnahme, in meinem Dorf traf das fast alle Landwirte.

Was meine Vorfahren betrieben, war dazumal schon anachronistisch, ökonomisch völlig aussichtslos. Die Landwirtschaft hatte auch in Eberweis der Agrarindustrie zu gehorchen. Mono statt multi war angesagt. Es ging darum, sich zu spezialisieren und den neuen Trends zu gehorchen. Investieren, Kredite aufnehmen, Maschinen kaufen, Land erwerben oder zupachten. Big is better! Architektonisch wirken solche Orte zunehmend wie aus den Fugen geraten. Die Keuschler waren bereits wegrationalisiert, nun waren die Kleinbauern dran, und auch die mittleren folgten, wenn sie sich weigerten, groß zu werden. Mit ihnen verzog sich die alte Zeit, die heute bloß noch als Folklore die Erzählungen garniert, auch diese hier. Das parallel dazu forcierte alternative Aussteigertum, verbunden mit einer Flucht aufs Land in eine kärgliche agrarische Existenz voller Bescheidenheit, war mir

immer ein Rätsel. Dem Darben war ich noch weniger zugetan als dem Derben.

Der Begriff *Bauer* hat in den Siebzigern und Achtzigern des vorigen Jahrhunderts eine eigentümliche, doch definitive Abwertung erfahren. Fast analog zu *Prolet* wurde er zu einem Schimpfwort.

Die übrig gebliebenen Bauern waren nun zu Agrarunternehmern und Landschaftsgestaltern, kurzum zu einer Untersorte von alimentierten Bürgern geworden.

Die übrig gebliebenen Bauern waren nun zu Agrarunternehmern und Landschaftsgestaltern, kurzum zu einer Untersorte von alimentierten Bürgern geworden, zu einer Endbourgeoisie personeller Ohnmacht aber fortgesetzter Zerstörung ländlichen Raums. Arglos und wehrlos hängt man am politischen Gängelband und an den finanziellen Futtertrögen der EU.

Das böse Spiel, in dem die Marktwirtschaft ruiniert, die Politik brav assistiert und fallweise saniert, ist absolut erschreckend. Eine emanzipatorische Landwirtschaft muss sich fragen lassen: Was essen wir? Was produzieren wir? Wie gehen wir mit dem Boden, der Landschaft, den Früchten, den Tieren und schließlich mit uns selbst um? Sie muss das Ernten vom Profitieren befreien. Darüber ist einiges in dieser Ausgabe nachzulesen.

Entzerrung statt Verklärung

Die Kindheit muss schön gewesen sein, denn sonst wäre es keine Kindheit gewesen. Und da es doch *meine* Kindheit gewesen ist, kann, nein, muss es so wohl sein. Solch gängige Verklärung sollte man sich versagen. Es war alles andere als eine Idylle. Und doch gab es sehr beglückende Momente in diesem bedrückenden Klima, die auch Jahrzehnte später noch im Gedächtnis hängen und die Sicht der Vergangenheit ins Positive verzerren. Etwa wenn ich den Traktor lenken durfte, einen schier unverwüstlichen 15er-Steyr. Unten rechten die Tanten das Heu, der Großvater hob es mit einer Gabel nach oben, die Großmutter, die auf dem Leiterwagen saß, verstaute es. Es roch einmal mehr ganz vorzüglich, eine nahe Quelle bot Erfrischung und Trinkwasser. Im Heu verstecken und sonst was spielen war auch nicht zu verachten. Wir entdeckten gar einiges und wir schützten die Hennen vor dem Iltis, zumindest dachten wir das.

Der Wald war ein mystischer Ort, Märchenland vieler, meist imaginerter Abenteuer. Ihn zu durchstreifen ist mir nicht nur erinnerlich, es ist mir geliebt. Ebenso die Freude am Holzhacken. Holzmachen in kleiner Gesellschaft wirkte unheimlich belebend. Zwar durften die Jüngeren nicht so, wie sie wollten, das wäre zu gefährlich, aber sie

Der Stall machte nicht nur Arbeit und Mist, er punzierte durch sein Aroma auch die Dazugehörigen. Den Geruch wurde man so schnell nicht los.

durften doch einiges. Ich war Spezialist im Abrindeln. Wozu das gut war, weiß ich nicht oder nicht mehr, auf jeden Fall hielt ich mich für geeignet. Der Geruch der frisch gefällten Bäume, der geschnittenen und gespaltenen Stämme und Äste wirkte wie eine naturale Droge. Wir schienen aus der Zeit ausgetreten zu sein, hatten scheinbar keine Eile, sondern verweilten in den Augenblicken einer knisternden Ruhe, eines behaglichen Rauschens. Motorsägen hatten wir noch keine. Die Lust am Werken im Wald ist aber eine der Zeitweiligkeit und keine der Regelmäßigkeit. Am Schicksal etwa der Holzknechte gilt es nichts zu romantisieren. Als Job ist das wahrscheinlich schlimmer als viele andre.

Von allen Sinnen dieses Landlebens erscheint mir der Geruchssinn als der markanteste. Geduftet hat es mitunter ausgesprochen gut, manchmal aber auch furchtbar gestunken. Und das nachhaltig. Der Stall machte nicht nur Arbeit und Mist, er punzierte durch sein Aroma auch die Dazugehörigen. Den Geruch wurde man so schnell nicht los. Und dann noch ständig die Hühnerscheiße auf den Fersen. Wie hasste ich den Hendlreck! Andauernd lästig waren auch die Fliegen in der Küche,

denen ein Fliegenfänger einen bösen Garaus machen sollte. Während man gemütlich aß, zappelten die kleinen Kreaturen ihrem Ende entgegen.

Totmachen war überhaupt unlustig. Die Hühner endeten geköpft am Hackstock. Die sodann mit heißem Wasser übergossenen und gerupften Kadaver stanken furchtbar. Absolut keinen Bock hatte ich auf das Sau-Abstechen. Was andere Buben magisch anzog, hat in mir immer Ekel, ja Trauer ausgelöst. Dass es einem nicht leidtut, das Schwein zu schlachten, sondern im Gegenteil Freude bereitet, ist mir nie verständlich gewesen. Auch der anschließenden Blutorgie des Blunzenmachens entzog ich mich erfolgreich. So viel Wirklichkeit wollte ich mir wirklich nicht antun. Dagegen träumte ich vor mich hin und tue das noch heute. Sofern man mich lässt.

* * * * *

PS: Der Zuschreibungen sind viele, auch unvermutete. Vielleicht bin ich ja doch ein Bauer. Da ich zur Landwirtschaftskammerwahl wahlberechtigt bin, fungiere ich sicher als Tabellenfutter in diversen Statistiken als Landwirt. Als einer der letzten Diadochen Waldviertler Kleinhäuslertums muss ich gestehen, dass ich als Verpächter geerbter Agrarflächen (Acker und Wiese) meine Bezüge (zusätzlich Naturalien, abzüglich Steuern) monatlich um 14 Euro auffette. Dazu gibt's noch 8 Euro Jagdpacht – das dafür jährlich.

PPS: Arbeiter wolle ich übrigens auch nie werden, da reichten die ersten Fabriksbesuche. Ebenso wenig Lokomotivführer, Amtmann, Lehrer, Journalist, Schriftsteller, Wissenschaftler. Eigentlich wollte ich nie was werden. Zumindest das dürfte mir gelungen sein.



Sinnvoll tätig sein
Wirkungen eines Grundeinkommens
208 Seiten, 2. Auflage, ÖGB Verlag 2021

Was geschieht, wenn 44 Langzeitarbeitslose, als "arbeitsmarktfremd" etikettierte Personen über einen Zeitraum von 18 Monaten ein Grundeinkommen in Höhe ihres AMS-Bezugs zuzüglich einer Leistung der bedarfsorientierten Mindestsicherung erhalten können, ohne dem AMS als arbeitslos, arbeitsfähig und arbeitswillig zur Verfügung zu stehen, Vorstellungsgespräche und Kursmaßnahmen zu absolvieren? Wie verändern sich die sozialen Beziehungen, das Netz, der Gesundheitszustand, die alltäglichen Verrichtungen oder auch das Mobilitätsverhalten? Tatsächlich hat ein Experiment unter eben diesen Bedingungen in Heidenreichstein im Waldviertel stattgefunden.

Hermann Engster

Ja heißt Ja und Nein heißt Nein

Zu Goethes Gedicht Heidenröslein. Ein literargeschichtlicher Exkurs zur MeToo-Debatte

1771 unternimmt der 21-jährige Goethe zu Pferd Streifzüge durch das Elsass und sammelt alte Volkslieder, die, wie er schreibt, „ich aus denen Kehlen der ältesten Mütterchens aufgehascht habe“; dazu hat er vermutlich auch schriftliche Vorlagen eingesehen. Er hat zwölf Lieder gesammelt, darunter auch das *Heidenröslein*.

Es ist ein schlichtes Gedicht, eine Volksballade. Was ist eine Ballade? Einfachste Definition: eine spannende Geschichte, erzählt in Versen. So eine Geschichte liegt hier vor. Die Volksballade hat Goethe, sei es aus mündlicher, sei es aus schriftlicher Quelle, fast wortgleich übernommen, jedoch nicht veröffentlicht. Dies unternahm sein Mentor Johann Gottfried Herder 1779 in seiner Sammlung *Volkslieder*. Der Begriff *Volkslied* ist von ihm selbst geprägt worden. Es sind Lieder aus Dänemark, Estland, Litauen, Schottland und anderen Ländern, die Herder übersetzen ließ. Dabei kam es ihm nicht darauf an, ob es tatsächlich echte Volkslieder waren, denn er übernahm auch Texte von Shakespeare, sofern sie irgendwie liedhaft klangen. Da Goethes Fassung nahezu mit dem ursprünglichen Volkslied identisch war und Herder die Vorlage vermutlich kannte, hat er sie ohne Nennung von Goethes Namen als „deutsches Volkslied“ gedruckt.

Hier nun das Gedicht in Herders Sammlung und in Goethes nur geringfügiger Bearbeitung, noch mit dem alten Titel (und in der originalen Schreibung):

Röschen auf der Heide.
Deutsch.

*Es sah ein Knab ein Röslein stehn,
Röslein auf der Haiden:
Sah, es war so frisch und schön.
Und blieb stehn es anzusehn,
Und stand in süßen Freuden:
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Haiden!*

*Der Knabe sprach: ich breche dich,
Röslein auf der Haiden!
Röslein sprach: ich steche dich,
Daß du ewig denkst an mich,
Daß ichs nicht will leiden.
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Haiden!*

*Doch der wilde Knabe brach
Das Röslein auf der Haiden;
Röslein wehrte sich und stach,
Aber er vergaß darnach
Beim Genuß das Leiden.
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Haiden!*

Es ist klar, worum es hier geht: Das Röslein steht metaphorisch für eine junge Frau. Ein junger Mann begegnet ihr auf der Heide, also einem einsamen Ort, und will Sex von ihr. Sie sagt entschieden Nein, wehrt sich gegen die Gewalt mit der Wehr, die ihr zur Verfügung steht – *stach* – und wird trotz ihrer Gegenwehr vergewaltigt. Als ob

das nicht schon Verbrechen genug wäre, folgt noch ein zynisches Abwägen, dergestalt dass der Mann für den schmerzhaften Stich immerhin reichlich belohnt wurde: *Aber er vergaß darnach / Beim Genuß das Leiden.*

Vielleicht ist Goethe im Lauf der Jahre diese männliche Vergewaltigungsphantasie – von ihm zwar schon vorgefunden, aber einverständlich übernommen – selbst peinlich geworden. Denn er hat das bislang noch nicht unter seinem Namen veröffentlichte Gedicht sich wieder vorgenommen – da war er mittlerweile vierzig Jahre alt – und es in aufschlussreicher Weise verändert. Diese Fassung von 1789 lautet so:

Heidenröslein

*Sah ein Knab' ein Röslein stehn,
Röslein auf der Heiden,
War so jung und morgenschön,
liefer schnell es nah zu sehn,
Sah's mit vielen Freuden.
Röslein, Röslein, Röslein rot,
Röslein auf der Heiden.*

*Knabe sprach: ich breche dich,
Röslein auf der Heiden!
Röslein sprach: ich steche dich,
Dass du ewig denkst an mich,
Und ich will's nicht leiden.
Röslein, Röslein, Röslein rot,
Röslein auf der Heiden.*

*Und der wilde Knabe brach
's Röslein auf der Heiden;
Röslein wehrte sich und stach,
Half ihm doch kein Weh und Ach,
Musst' es eben leiden.
Röslein, Röslein, Röslein rot,
Röslein auf der Heiden.*

Diese Version ist im Duktus weniger holprig als die erste, dem Mündlichen noch verbundene Fassung; sie ist stilistisch ebenmäßiger, behält gleichwohl den Volksliedton bei; und das Sprachjuwel *morgenschön* – eine Goethe'sche Schöpfung – leuchtet gleich einer Perle auf dem schlichten Volksliedkleid.

Aufschlussreich ist die Veränderung, die Goethe in der dritten Strophe vorgenommen hat: Schon in der Volksliedfassung klingt die Brutalität der Vergewaltigung verhalten durch, wenn der Knabe/Mann als *wild* bezeichnet wird. Und das bedeutet nicht bloß, wie heute, „ungestüm“, sondern nach dem Sprachgebrauch des 18. Jahrhunderts bezeichnet das Attribut *wild* sog. exotische Völker wie Schwarzafrikaner, Indianer: als grausame Wilde, sittenlose Barbaren. Schwingt hier, wenn auch sehr verhalten, womöglich ein Mitgefühl mit dem Opfer mit?

Goethe wird in diesem Punkt nun sehr deutlich. Die zynischen Verse *Aber er vergaß darnach / Beim Genuß das Leiden* werden durch zwei neue Verse ausgetauscht. Im ersten Vers wird der Schmerz der Vergewaltigten ohne Beschönigung benannt: *Half ihm doch kein Weh und Ach.* Erhellend ist ein Blick ins Grimm'sche *Wörterbuch*: *Ach* wird hier als ein einfacher Ausruf des Schmerzes definiert. Gravierender verhält es sich mit der Interjektion *Weh*, die ebenfalls als Klageruf geläufig ist, aber über diesen hinaus auch eine tiefere Bedeutung enthält: Sie gehört dem Sprachgebrauch der Bibel an (eines Buches, mit dem die Menschen des 18. Jahrhunderts wohlvertraut waren!) und „dient damit von haus aus zur verwünschung“, wie das Wörterbuch feststellt. Diese Fluch-Dimension ist noch lebendig in den Versen im III. Akt von Schillers *Braut von Messina*: – *Aber wehe dem Mörder, wehe, / Der dahingehet in törichtem Mut!* – und das *Wehe* beschwört die Erinnyen, die, wie im folgenden drohend verkündet wird, *rühren und mengen die schreckliche Rache.* So handelt es sich bei dem *Weh*-Ausruf des Rösleins nicht nur um einen Klagerlaut, sondern um die Verfluchung des Missetäters.

Noch etwas Entscheidendes kommt hinzu: Dem Gedicht ist auch der Gedanke der Schuld eingeschrieben. Der tritt nun, im Unterschied zum Volkslied und zu Goethes erster Fassung, pointiert hervor. Die junge Frau warnt den Mann: *Röslein sprach: ich steche dich, / Dass du ewig denkst an mich.* *Ewig* – das bekommt in diesem Kontext eine folgenschwerere Bedeutung gegenüber der frühen Fassung: Was du, Mann, mir jetzt antust, das wird dich dein Leben lang peinigen. Der Stachel der gebrochenen Rose wird zum Stachel im Gewissen des Mannes. In den Reimen der letzten Strophe sind Gewalt, Gegenwehr und Leid kristallisiert: *brach – stach – Ach*: Form als Ausdruck. Was zuvor noch als krudes, gleichsam „alltägliches“ Verbrechen erschienen ist, enthüllt sich hier als schuld-

behaftete Missetat und wird fortan in der Goethe'schen Dichtung zum Thema des schicksalhaften und schuldbeladenen Verhängnisses sich ausweiten, so in den Verstrickungen der Paare in den *Wahlverwandtschaften* und in der Verblendung des alten Faust am Ende der Tragödie.

Franz Schubert hat das Gedicht vertont. Auch bei ihm kommt es im heiteren Volksliedton daher, den der muntere Refrain noch verstärkt, und als Vortragsweise schreibt Schubert *lieblich* vor. Auch nach der letzten, tieftraurigen Strophe ist der Refrain in derselben Weise wie zuvor komponiert – Schubert schreibt vor *wie oben* – und so wird dieser letzte Refrain auch oft gesungen: unbeschwert, munter. Es obliegt nun dem Sänger oder der Sängerin, wenn sie das Gedicht in richtiger Weise verstanden haben, dies angemessen umzusetzen – auch gegen Schuberts Vorgabe. Der letzte Refrain müsste ein Ritardando erfahren und, in Gesangs- und Klavierstimme, schwebend, klagend im *pianissimo* ausklingen. Die Musik müsste, wie Adorno es einmal ausgedrückt hat, in den für Schubert charakteristischen Gestus münden: Der Mensch lässt resigniert die Hände in den Schoß sinken, wissend: So geht es zu in der Welt.

Gehen wir noch einmal zurück in der Zeit. 1602 veröffentlichte Paul von der Aelst ein Liederbuch, in dem sich das Gedicht eines unbekanntenen Verfassers findet, das ebenfalls das Motiv des Rösleins auf der Heiden behandelt. (Nota: Das Wort *Röselein* wird hier verkürzt und, in der nicht normierten Schreibweise dieser Zeit, als *Rößlein* geschrieben; das –ö– muss also lang gesprochen werden.) Es ist ein Liebesgedicht, in dem es heißt:

*Sie gleicht wol einem Rosenstock
drumb geliebt sie mir im hertzen (...)
sie blüet wie ein Röselein
die Bäcklein wie das Mündelein.
Liebstu mich, so lieb ich dich,
Rößlein auff der Heyden.*

Auch hier wird – als Symbol für den Verlust der Jungfräulichkeit – die „Rose gebrochen“, aber nicht in einem Gewaltakt, sondern in liebendem Einvernehmen beider. Und wenn die Frau nicht mehr will?

*Wann mich das Mägdlein nit mehr wil,
Rößlein auff der Heyden,
so wil ich weichen in der still
vnd mich von jhr thun scheiden (...)*

Und am Ende des Lieds heißt es:

*Beut mir her deinen rothen Mund,
Rößlein auff der Heyden.
Ein küß gib mir auß hertzen grund,
so steht mein hertz in frewden (...)
Küß du mich, so küß ich dich,
Rößlein auff der Heyden.*

Ja heißt Ja und Nein heißt Nein.

Irmgard Seefried bringt in ihrer Aufnahme des Schubertlieds den Schluss angemessen zum Ausdruck:
<https://www.youtube.com/watch?v=LqswEavDHI0>

Unbeschwert-munter Peter Schreier:
<https://www.youtube.com/watch?v=QG-B8inb9YE>

Streifzüge-KENNENLERNPAKET
6 von uns zusammengestellte
Ausgaben um € 15

SONDERANGEBOT 99
Alle lieferbaren Ausgaben ab
2002 um grandiose € 99

WIEDERVERKAUF
10 Hefte der jew. aktuellen
Nummer um € 15

SONDERANGEBOT 33
Alle lieferbaren Ausgaben
2018 bis 2020 um schlanke € 33

SONDERANGEBOT 111
Alle lieferbaren Ausgaben ab
1996 um sagenhafte € 111

GESAMTVERZEICHNIS
www.streifzuege.org/
inhaltsverzeichnisse

Streifzüge
Kritik-Perspektive-Transformation
Kritik ist mehr als radikale Analyse,
sie verlangt die Umwälzung der Verhältnisse.
Repariert nicht, was euch kaputt macht!

Frühling 2020:
RECHT
bleibt



Magazinierte Transformationslust
Erscheint 3x jährlich
Margaretenstraße 71-73/1/23, 1050 Wien
E-Mail: redaktion@streifzuege.org
www.streifzuege.org



Unser Autor Erich Ribolits

ist im Alter von 73 Jahren viel zu früh verstorben.

Ein persönlicher Nachruf von Lorenz Glatz

Erich war mir ein empfindsamer, selbstkritischer und einfühlsamer Freund, dem ich gern nahegekommen bin.

Wie in unserer Lebensweise gar nicht selbstverständlich, ist der Fluss seiner Vorlieben und Interessen noch in den Kanälen seines Arbeitslebens gut erkennbar gewesen. Innenarchitekt war ein jugendlicher Berufswunsch, ein Ästhet mit Freude an Schönheit und Handwerk war er sein Leben lang. In unserer großen Wohngemeinschaft, im Wien der Siebzigerjahre noch eine verdächtige Art zu wohnen, war es sein Zimmer, in dem eins mit dem Hausverwalter zu sprechen pflegte.

Technik war eine andere Faszination, Elektroingenieur sein erster Beruf, Ratgeber bei Computerproblemen für die Freund*innen war er bis zuletzt. Vor allem aber Fragen nachzugehen war ihm eine Lust, als Berufsschullehrer fand er auch dafür beträchtlich mehr Raum als im Lehrplan vorgesehen und noch ein ordentliches Stück mehr, als er schließlich als universitärer Bildungswissenschaftler seine Hörer*innen mit kritischen Fragen und noch mehr mit seinen Antworten in oft ungläubiges Staunen versetzte.

Es gibt den dumm-arroganten Spruch der Anpassten, dass ein Zwanzigjähriger, der kein Revolutzzer ist, kein Herz, ein Vierzigjähriger aber, der es immer noch sei, kein Hirn habe. Erichs Weg eines realistischen Liebhabers des Lebens, das ihn als hellsichtigen Menschen zugleich auch nicht wenig deprimierte, nahm die entgegengesetzte Richtung. Ich lernte ihn als jungen Ingenieur kennen, der eben aus Südafrika, wo er für einen Konzern gearbeitet hatte, zurückgekehrt war. Da war er voll der zahmen Hoffnung auf das „moderne Österreich“ des sozialdemokratischen Jahrzehnts des Bruno Kreisky. Die akademische Laufbahn, die er damals einschlug, wurde ihm aber nicht zum vorgesehenen „Marsch durch die Institutionen“, sondern führte ihn im beharrlichen Weiterfragen im Gegenteil zur beherzten Fundamentalkritik der herrschaftlichen Grundlagen unseres Lebens.

Zu einer „Berufspädagogischen Streitschrift wider die Totalverzweckung des Menschen im Postfordismus“ ist seine Habilitation geraten, die von der Arbeitsreligion der Partei und Bewegung nicht mehr viel übriglässt. Ihr Titel: „Die Arbeit hoch?“ Erichs letzter Beitrag in den *Streifzügen* trägt den Titel „Habe Mut, dich deiner Sehnsucht nach Lust und Liebe zu besinnen!“. Er ist eine Abrechnung mit der Unterwerfung der Menschen und mit dem „pädagogischen“ Weg dahin. Dies sind einige Sätze aus dem Schlussteil:

Würde Pädagogik Heranwachsende tatsächlich dabei unterstützen wollen, ihre Sehnsucht nach einem Leben, das „an Lust und Liebe“ orientiert ist, zu entdecken und ernst zu nehmen, müsste sie sich ... in letzter Konsequenz der ihr zugeschriebenen Funktion der Integration von Menschen in die gesellschaftliche Ordnung verweigern. ... Zwar wird die Frage, welche pädagogischen Interventionen adäquat und effektiv sind, durchaus unterschiedlich beantwortet und ... werden auch die (systemimmanenten) Ziele ... demnach anders definiert. Letztendlich wird pädagogisches Handeln allerdings von allen Seiten als Einwirken auf Subjekte mit dem Ziel des Verinnerlichens der herrschenden Vernunft begriffen. ... Menschen sollen sich ihrer Formierung nicht mehr nur unterwerfen, sie sollen diese selbst „proaktiv“ vorantreiben.

Auch wenn sich ... die Methoden und Begründungen ... immer wieder wandeln ..., bleibt die Grundfunktion der Pädagogik ... Anpassung der Menschen an die Anforderungen des Systems. ... Lust [ist] nicht bloß eine „ignorierte“, sondern eine – aus durchaus eigenem Grund – „abgelehnte“ Dimension der Pädagogik ... !

Erich hat in diesem Beitrag zu Überlegungen Herbert Marcuses über ein „Ende der Utopie“ geschrieben. Auf Marcuses Grabstein steht, was eins auch Erichs Devise nennen könnte:

WEITERMACHEN!

IMPRESSUM

ISSN 1813-3312

MEDIENINHABER UND HERAUSGEBER

Kritischer Kreis

Verein für gesellschaftliche Transformationskunde

Margaretenstraße 71-73/1/23, 1050 Wien

E-Mail: redaktion@streifzuege.org

DRUCK

H. Schmitz, Leystraße 43, 1200 Wien

Auflage: 1.000

COPYLEFT

Alle Artikel der Streifzüge unterliegen, sofern nicht anders gekennzeichnet, dem Copyleft-Prinzip: Sie dürfen frei verwendet, kopiert und weiterverbreitet werden unter Angabe von AutorIn, Titel und Quelle des Originals sowie Erhalt des Copylefts.

REDAKTION

Petra Ziegler, Maria Wölflingseder,

Martin Scheuringer, Franz Schandl,

Severin Heilmann, Lorenz Glatz

Covergestaltung und Layout: zetpe

TRANSFORMATIONS RAT

Christoph Adam (Santiago de Compostela),

Dieter Braeg (Salzburg), Dora de la Vega (Cordoba,

Argentinien), Hermann Engster (Göttingen), Lorenz

Glatz jr. (Wien), Marianne Gronemeyer

(Friesenheim), Peter Klein (Nürnberg), Paolo Lago

(Verona), Neil Larsen (Davis, USA), Massimo Maggini

(Livorno), Stefan Meretz (Berlin), Emmerich Nyikos

(Mexiko-City), Erich Ribolits (+), Gerburg Vermesy

(Rimsting), Ulrich Weiß (Berlin)

KONTO

Kritischer Kreis

IBAN: AT87 6000 0000 9303 8948

BIC: BAWAATWW

OFFENLEGUNG

Der Medieninhaber ist zu 100 Prozent Eigentümer

der Streifzüge und an keinen anderen

Medienunternehmen beteiligt.

Grundlegende Richtung:

Kritik-Perspektive-Transformation

ABONNEMENTS

Aborichtpreise für 3 Hefte pro Jahr:

1 Jahr 25 Euro / 2 Jahre 45 Euro / 3 Jahre 63 Euro

Mitgliedschaft Trafoclub: 144 Euro/Jahr

Streifzüge-TRANSPONSORING

Ohne euch geht es nicht! Regelmäßige

Daueraufträge ab 10 Euro im Monat, im Vierteljahr,

im Halbjahr oder jährlich helfen uns weiter.

Infos, Bestellung, Anmeldung unter:

www.streifzuege.org/trans-trafo-abo

Probenummer gratis

Call for Papers: DYSTOPIE

Haben wir sie schon oder bekommen wir sie erst oder sind wir gerade irgendwo dazwischen oder ist schon die Frage Unsinn? Ist das noch Zukunft oder werden da böse Träume schleichend Alltag? Tatsächlich, so eindeutig ist das alles nicht, vor allem nach den gesellschaftlichen Konsequenzen, die uns erst die Pandemie aufzeigte. Da ist vieles anders geworden und vor allem auch durcheinander geraten. Bis hinein in die eigene Redaktion.

Man kann aber beim Thema auch ganz klassisch an die Dystopien bei Orwell, Huxley, Samuel Butler oder aktuell an Sibylle Berg denken, weiters an die zerstörten Hoffnungen, die der Kommunismus einst vor sich hertrug und real-existent existierend desavouierte u.v.a.

Indes gibt es auch eine Lust an Dystopien (vielleicht mehr als an Utopien), die sich vor allem in diversen Computerspielen oder auch Filmen resp. Filmserien niederschlägt. Verdunkeln jene oder erhellen sie oder ...? Will man das wirklich oder braucht man das nur, um das auszuhalten, was ist. Oder müssen sie gar erhalten, um das was ist, besonders gut zu finden, also Kritik mit diversen Verweisen in die Schranken zu weisen. Dienen sie gar zur Abwehr transformatorischer Regungen? Denn selbstverständlich kann es immer noch schlechter werden.

Ansosten gilt: Alle Artikel, sofern sie uns gefallen, sind publizierbar.

Artikelvorschläge bitte ab sofort
an die Redaktion (redaktion@streifzuege.org)

Folgende Textsorten stehen zur Verfügung:

- + Glosse (bis 2.500 Zeichen)
- + Rezens eines Buches (bis 2000 Zeichen)
- + Aufriss (bis 4.000 Zeichen)
- + Essay (8.000 bis 14.000 Zeichen)
- + Abhandlung (bis 24.000 Zeichen Limit)

Genauere Modalitäten zu Textsorten und -länge siehe unter www.streifzuege.org/hinweise-fuer-autorinnen

Die fertigen Aufsätze sind bis zum vereinbarten Termin, aber spätestens bis 15. Oktober 2021 an uns zu senden.

Keine Panik?

Petra Ziegler

Es geht also wieder aufwärts. Schon im vergangenen Herbst überholte der weltweite Containertransport das Vorkrisenniveau von Anfang 2020. Alles was schwimmen kann, ist hochauf beladen zu Wasser unterwegs, auf den Autobahnen reiht sich endlos LKW an LKW. Waren aller Art, in sämtlichen Fertigungsstufen, stauen sich aus China kommend. Der CO₂-Ausstoss ist auch längst wieder auf Vorcoronaniveau. Die Rohstoffpreise spiegeln das Wiederaufleben der Weltwirtschaft. Fiel der Ölpreis mit der ersten Welle noch in den Keller, liegt er heute wieder jenseits 68 Dollar pro Barrel, dem Stand vom Januar 2020. Auch die Lieferanten anderer Rohstoffe dürfen über kräftig angezogene Preise jubeln. Der Dax – nur um das noch zu erwähnen – hat Anfang Juni mit 15.732 Punkten ein neues Allzeithoch erreicht. Und gebaut wird derzeit überhaupt an jeder Ecke. Die offiziellen Zahlen des Statistischen Bundesamtes stützen diesen Eindruck: Das Bauhauptgewerbe in Deutschland hat im April dieses Jahres neue Aufträge im Wert von 7,9 Milliarden Euro erhalten. Das ist der höchste jemals registrierte Wert für einen April. Es wäre sogar noch mehr gegangen, wenn nicht „der Materialmangel viele Baufirmen ausgebremst hätte“, bedauert der Vizepräsident Wirtschaft des Hauptverbandes der Deutschen Bauindustrie. Aber von derlei kleineren Widrigkeiten abgesehen – dem Kapitalismus geht es gut!

Da mag zwar noch so mancher, sowieso längst untote Betrieb von der Bildfläche verschwinden, fest steht jedenfalls: Die Starken werden erstarken. Das Virus und die fittesten der Survivor finden sich in schönster Koexistenz. Gut platziertes Investment zahlt sich eben aus, die Vermögen der Reichen dieser Welt sind seit Februar des Vorjahres „um fast eine halbe Billion Dollar auf 1,12 Billionen Dollar gestiegen“, berichtet uns Oxfam. Freilich wird jetzt auch der Ausschuss in Massen sichtbar. Die, die schon vor der Pandemie arm waren wurden völlig überraschend noch ärmer.

Damit das so nicht bleibt, braucht es eben mehr Wachstum. „Grünes“ Wachstum! Dem Klimawandel sei dank, wird es in Zukunft auch wieder jede Menge neuer Jobs geben. Folgen wir den Worten Joe Bidens, dann habe die Wirtschaft längst erkannt, dass der Klimawandel nicht nur eine Gefahr darstelle, sondern auch eine riesige Möglichkeit sei, um Arbeitsplätze zu schaffen. Eine riesige Möglichkeit! Klimaschutz ist überhaupt der Zukunftsmarkt. Am besten wird sein, wir machen weiter so, nur eben noch viel innovativer und hinterher reparieren wir es wieder. Das *Kapitalozän* (©Moore/Altwater) hat uns schließlich erst soweit gebracht und zweifellos, es wird sich alles zum Guten wenden.

Einzelne Stimmen aus dem globalen Süden sind da hellstichtiger: „Ein typisch kapitalistisches Arrangement“ will etwa der brasilianische Umweltaktivist Ailton Krenak im *Global Green New Deal* erkennen, „da es die Aufgabe hat, die zunehmend gefährdeten Ökonomien und deren Märkte zu retten, und nicht das Klima oder irgendeine andere sozioökologische Realität auf dem Planeten. Ich sehe eine ernsthafte Besorgnis der globalen Leader, die das Risiko für die Grundlage ihrer Volkswirtschaften erkennen. Doch worum geht es dabei? Um eine weitere Wiederaufnahme des Wirtschaftswachstums und wenig Aufmerksamkeit für die Wiederherstellung des Planeten.“ Dem Vertreter der indigenen Bewegung ist kaum zu widersprechen: „Aber für viele innerhalb der westlichen Erkenntnistheorie ist die Vorstellung einer anderen Welt schlicht die einer in Ordnung gebrachten kapitalistischen Welt: Man nehme die Welt, bringe sie in die Werkstatt, tausche das Fahrgestell aus, die Windschutzscheibe, richte ein bisschen die Achse und bringe sie wieder zurück auf die Straße. Eine alte, verkommene Welt in neuem Gewand. Ich bin definitiv nicht bereit, meinen Beitrag zur Begleichung dieser Rechnung zu leisten: Für mich lohnt sich keine Reparatur mehr.“